Ausgabe 2/2017

IM LANDE DER BIBEL

50 Jahre Besatzung

Sechs Tage • sechs Gemeinden • sechs Stimmen

Aus dem Inhalt:

Wenn Fallschirmjäger weinen: Reflexion über ein weltberühmtes Foto

Zwischen Bethel und Beit Jala: die Familien Azar und Richter

„Talitha Kumi“ als Tattoo: eine bewegende Geschichte

ISSN-Nr. 0019-2597

Liebe Leserinnen und Leser,

sechs Tage – sechs Gemeinden – sechs Stimmen. Mit diesem Ansatz möchten wir uns dem Gedenken an den Sechs-Tage-Krieg und an 50 Jahre Besatzung nähern. Für manche steht die Erinnerung an einen eindrucksvollen Sieg der Israelis über die angreifenden arabischen Nachbarstaaten und die Wiedervereinigung Jerusalems im Vordergrund. Andere sehen in dem Krieg im Jahr 1967 den Auftakt der Besatzung, für viele Palästinenser verbunden mit alltäglicher Demütigung, mit Willkür, Ungerechtigkeit und Unrecht.

Wir nähern uns dem Thema mit Impulsen aus den sechs Gemeinden unserer Partnerkirche, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL). Bei den sechs Stimmen handelt es sich nicht um objektive oder aus unserer Sicht ausgewogene Wortmeldungen. Sondern um subjektive Erinnerungen, Wahrnehmungen, Hoffnungen und Einschätzungen, die anklingen lassen, wie unsere Partner vor Ort ihre Situation wahrnehmen. Und welche Bedeutung die Folgen des Sechs-Tage-Krieges ganz konkret für sie haben. Sie ergänzen die zahlreichen Beiträge, die in den letzten Wochen zu diesem Thema veröffentlicht worden sind.

Der langjährige Israel-Korrespondent Richard Chaim Schneider diskutierte auf dem Kirchentag mit Bischof Munib Younan und der israelischen Soziologin Eva Illouz. „Die jüdische Konsequenz aus der Shoa war: ‚Nie wieder Opfer'", machte Schneider deutlich. Wir fassen seine und Illouz' Statements in einem Beitrag zusammen und stellen diese den Stimmen aus den Gemeinden zur Seite. Nurit Carmel schreibt über den berühmten israelischen Fotografen David Rubinger, der am 1. März dieses Jahres im Alter von 92 Jahren starb.

Quasi eine „Brücke" zwischen der Geschichte und der Gegenwart bildet ein Bericht über das Wirken von Charles Azar. Viele der darin geschilderten Momente lassen fragen, ob es wirklich den Zufall gibt, oder wir doch von Gottes Fügung reden dürfen. Über die Gegenwart der evangelischen Arbeit im Heiligen Land berichten wir in weiteren Beiträgen. Ich hoffe, diese ermutigen und ermuntern Sie, uns bei unserer Förderarbeit zu unterstützen – die einen vielleicht erstmalig, die anderen in bewährter und treuer Weise.

Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen für den Sommer

Ihr
Jens Nieper
Geschäftsführer des Jerusalemsvereins

Im Lande der Bibel 2/2017
62. Jahrgang

Zum Titelbild: Das Bild aus dem Juni 1967 zeigt Flüchtlinge auf der Allenby-Brücke, die von Jericho nach Jordanien führt. Es stammt aus dem Film- und Fotoarchiv des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten (UNRWA), das seit seiner Gründung am 1. Mai 1950 die Situation palästinensischer Flüchtlinge dokumentiert. Nach UNRWA-Angaben flohen im Sechs-Tage-Krieg etwa 175.000 Palästinenser aus ihrer Heimat.

2 Zu diesem Heft

4 Meditation
Die Geschichte von Sarah und Hagar

6 50 Jahre Besatzung
7 Rifat Odeh Kassis
Meine Erinnerungen an den Kriegsausbruch
10 Ghasub Nasser
Wir leben in einem Gefängnis ohne Dach
11 Ibrahim Arbid
Ich liebe Jerusalem
13 Laura Bishara
Der einzige Weg ist, den Anderen zu akzeptieren
18 Samer Azar
Von der Heimat abgeschnitten
21 Imad Haddad
Hoffnung trotz der Besatzung
24 Nie wieder Opfer
Die jüdische Konsequenz aus der Shoah
27 Warum weinen Fallschirmjäger?
Reflexion zum berühmten Foto David Rubingers

28 Aus dem Jerusalemsverein

28 Vertrauensleute
29 Impressum und Fotonachweise
30 Kirchentag in Berlin
Vielfältiges Programm mit Partnern aus Nahost
32 Liebestrunken auf dem Kirchentag
Opernbesuch mit dem Talitha-Kumi-Chor

34 Aus Schulen und Gemeinden
34 Charles Azar
Ein arabischer Christ, der viele Spuren hinterlassen hat
39 Neudruck der EMOK-Broschüre „Israel – Palästina"
40 Sechs neue Palästina-Freiwillige • Schüler aus Talitha Kumi in Wittenberg

41 Die gute Tat
Mit „Talitha Kumi" aus der Depression

42 Buchbesprechungen
Lizzie Doron, Sweet Occupation • Rafik Schami, Mit fremden Augen • Frederico Busonero, The Land that remains

45 Kurzmeldungen
Mitri Raheb verabschiedet • Neue Website für Talitha Kumi • Fursan Zumot in Jerusalem ordiniert

46 Hier können Sie helfen
Kirche als Heimat

Du siehst mich

Meditation zu Genesis 16,1-16

Von **Jens Nieper**

Die Geschichte von Sarah und Hagar kommt mir vor wie eine Parabel des modernen Nahostkonflikts. Da streiten die „Urmütter" der Juden und der Araber – und so wird die überlieferte Auseinandersetzung symbolisch.

Und wir, die Leserinnen und Leser der biblischen Geschichte, sind gefragt, auf welche Seite wir uns in diesem Streit stellen. Mit wem solidarisieren wir uns?

Fraglos liegt unsere Solidarität zunächst bei Sarah (die zu diesem Punkt noch Sarai gerufen wird). Denn wir kennen sie ja schon aus den vorausgegangenen Geschichten. Sie ist eine Bekannte. Eine Prominente: die Frau Abrahams, des „Vaters des Glaubens", des Empfängers der Verheißungen Gottes. Die Stammmutter Israels. Selbstverständlich sind also unsere Sympathien zuerst bei ihr.

Dann kommt Hagar ins Spiel: die Dienerin. Und plötzlich schwenken die Sympathien um. Denn wir haben eine Schwäche für die Schwachen. Und die Magd ist unbestritten die Schwächere in der Konstellation. Zumal ja erzählt wird, dass sie von Ihrer Herrin malträtiert und gedemütigt wird. Hagar ist so verzweifelt, dass sie in die Wüste flieht – sogar, obwohl sie schwanger ist. Sie wählt lieber den Weg in die lebensfeindliche Wildnis, statt weiter unter Sarah zu leiden. Wie könnten wir uns da nicht auf ihre Seite stellen?

Aber die Bibel macht es uns nicht einfach: Der genaue Blick auf den Text zeigt, dass Hagar nicht grundlos in ihre prekäre Lage gerät. Sie ist es, die zunächst aus der Rolle fällt. Es entsprach dem Familienverständnis der Altvorderen, dass eine Magd dem Herren Kinder gebar, die dann auch von der Herrin als legitim anerkannt wurden. Doch Hagar gibt sich mit der Position nicht zufrieden: Sie opponiert gegen ihre kinderlose Herrin, fordert diese heraus, reizt sie und verhält sich unangemessen.

Und so reagiert Sarah – mit dem Einverständnis Abrahams. Verständlicherweise und mit gutem Recht.

Gemälde des 1600 geborenen niederländischen Malers Matthias Stomer (auch: Stom oder Stohom) aus dem Jahr 1638: „Sarah führt Abraham Hagar zu".

Also wieder ein Frontenwechsel? Wieder der Schulterschluss mit Sarah?

Aber ist das wirklich die Lösung? Es ist doch auch Teil der Geschichte, dass Gott sich Hagar und mit ihr auch Ismael zuwendet, sie segnet.

Zum einen bietet die Bibel nicht nur „Erfolgsgeschichten". Sie erzählt auch vom Scheitern der Menschen, von Fehlverhalten. Die Bibel bietet uns nicht nur Vorbilder, die zeigen, wie wir uns verhalten sollten. Sondern sie bietet uns auch die Negativbeispiele: Sie zeigt, dass Menschen sich nicht nach Gottes Willen verhalten. Hierin ist die Bibel ganz lebensnah und damit alltagstauglich: Es gibt nicht nur strahlende Helden und Heldinnen, sondern Menschen mit Schwächen – glaubwürdige Menschen.

Die Episode von Sarah und Hagar ist solch ein Negativbeispiel. Beide Frauen scheitern. Beide Frauen versündigen sich an der jeweils anderen. Dabei wäre es so einfach: Beobachter haben festgestellt, dass Hagar und Sarah nie miteinander reden, sondern nur übereinander. Vielleicht hätten ein paar Worte schon die ganze Situation verändert. Ein Moment des Einander-Zuhörens, der Verständnis füreinander geweckt hätte.

Zum anderen erlaubt uns die Bibel, aus der Rolle zu fallen – aus der Rolle, für nur eine Seite Partei zu ergreifen. Aus dem System, Solidarität nur einer Seite zukommen zu lassen. Aus der Gewohnheit, uns für den einen oder die andere zu entscheiden.

Unser Glaube an den biblischen Gott ermöglicht es, für beide Konfliktparteien Sympathie zu hegen – und beide Seiten zu kritisieren. Möglicherweise sind wir die besten Sympathisanten der einen oder der anderen Seite, wenn wir die, denen wir uns verbunden fühlen, auch auf die andere Seite aufmerksam machen: auf deren Verletzungen und deren Rechte, auf deren Ängste und deren Fehlbarkeit.

Für die Gegenwart können wir aus der Geschichte folgern, beiden Seiten – den Kindern Hagars und Sarahs – zuzurufen: „Haltet ein! Seht Euch an! Nehmt an, dass Gott sich euch beiden zugewandt hat! Nehmt wahr, dass ihr beide Eure Verheißungen habt, beide gesegnet seid!"

50 Jahre Besatzung

Sechs Tage sechs Gemeinden sechs Stimmen

Rifat Odeh Kassis, Gemeinde Beit Sahour

Meine Erinnerungen an den Kriegsausbruch

Der 5. Juni 1967, ein Montag, begann wie ein ganz normaler Tag. Ich wachte früh auf, um in die Schule zu gehen. Ich war in der vierten Klasse der Lutherischen Schule in Beit Sahour, östlich von Bethlehem. Die Schulglocke läutete wie immer, wir gingen hinein und nahmen unsere Plätze ein – wie immer.

Aber während der zweiten Stunde kam ein Lehrer in unser Klassenzimmer gerannt und flüsterte panisch mit unserem Lehrer, der uns dann die Anweisung gab, unsere Schulranzen zu nehmen und in den Hof hinauszugehen. Als ich das Schulgebäude verließ, sah ich, dass alle Schüler von der ganzen Schule dort schon versammelt waren. Der Direktor sprach uns kurz an und erklärte, dass wir sofort nach Hause gehen müssten, weil Krieg ausgebrochen war.

Meine ältere Schwester, die auch auf die Lutherische Schule ging, ergriff meine Hand und zusammen machten wir uns auf den Heimweg. Kurze Zeit später kam mein ältester Bruder dazu, der an unserer Schule unterrichtete. Zuhause diskutierten mein Vater, meine Mutter und meine Geschwister ganz aufgeregt darüber, wo wir uns verstecken sollten. Meine Mutter sah unsere Nahrungsvorräte durch, um festzustellen, ob wir genug zu essen hatten. Sie schickte einen meiner älteren Brüder zum Einkaufen, damit er Mehl, Reis, Dosen mit Essen und andere Grundnahrungsmittel besorge.

Mein Vater hatte nicht genügend Geld bei sich, aber es reichte aus, um einige Dinge zu kaufen. Da weder wir noch die anderen Dorfbewohner einen geschützten Platz hatten, an dem wir uns hätten verstecken können, begannen mein Vater und meine beiden ältesten Brüder, Säcke mit Sand zu befüllen, damit man sie gegen die Fenster unseres Hauses stellen könnte. Im Gegensatz zum Rest meiner Familie war ich ganz glücklich darüber, dass wir schulfrei bekommen hatten und die letzte Prüfung ausgefallen war. Ich sprang herum und spielte, während Polizeiautos in den Straßen auf und ab fuhren und die Polizisten Sicherheitsanweisungen durchgaben.

Trotz ihrer Ängste und Sorgen hatten die Menschen um mich herum sehr große Hoffnung, den Krieg zu gewinnen – insbesondere da mehrere arabische Staaten an ihm beteiligt waren. Dies führte zu der Überzeugung, dass man die Israelis mit Sicherheit besiegen und damit die Aufspaltung zwischen Westjordanland und des Gazastreifen beenden würde. Und damit die Palästinenser wieder vereinen würde. Auch diejenigen, die innerhalb Israels geblieben waren und jene, die in der Diaspora lebten.

Obwohl es in Palästina schon viele Armeen, Königreiche und Staaten gegeben hatte: Den Krieg von 1967 zu erleben war für mich, der Kriege bis dahin nur aus Büchern kannte, etwas völlig anderes. Er war echt und hatte verhängnisvolle Folgen für meine Kindheit. Zum ersten Mal wurde mir klar, was es bedeutete, das Militärlager einer ausländischen Armee neben dem eigenen Haus zu haben.

Kurz nach Ende des Krieges war die israelische Armee im Zentrum von Beit Sahour untergebracht, auf dem Gelände der evangelisch-lutherischen Kirche und der Schule – und damit direkt in meiner Schule und in meiner Kirche. Mehrere Wochen lang herrschte in Beit Sahour rund um die Uhr eine Ausgangssperre, anschließend nur noch eine nächtliche. Eines Sonntags – die Priester und Pastoren in unserer Stadt hatten beschlossen, sich zu versammeln und die Sonntagsgebete wiederaufzunehmen – sind wir alle in die Kirche gegangen: mein Vater, meine Mutter, meine beiden Brüder, meine Schwester und ich.

Und da erlebten wir eine Überraschung: Mein Vater kannte den israelischen Befehlshaber der Truppen, die unsere Kirche besetzten: Meir Freeda. Die beiden waren vor 1948 befreundet gewesen und hatten in derselben Armee gedient – der britischen. Und so kam es, dass mein Vater und Meir Freeda nach 19 Jahren einander wiederbegegneten. Dieses Mal trafen sie jedoch nicht als gleichberechtigte Freunde aufeinander, sondern als Besatzer und Besetzter.

Diese Begegnung war in meinen Augen nicht so schlimm. Erst als mein Vater entschied, meine Mutter, meine Schwester und mich mit nach Westjerusalem zu nehmen, begann ich zu begreifen, was die Besatzung wirklich bedeutete. Denn mein Vater wollte mit uns einen seiner ältesten Freunde in Jerusalem aufsuchen.

Er schaffte es, erst die Gegend, dann das Haus zu finden, in dem sein ehemaliger Kollege, Bram, früher gelebt lebte. Wir gingen die Treppe hinauf und klopften an der Tür. Sie ging auf und Bram stand uns gegenüber. Ich konnte mühelos erkennen, dass die Begegnung kühl verlief, ohne Offenheit oder Wärme.

Nachdem wir das Haus verlassen hatten, erklärte uns mein Vater, dass dies nicht derselbe Bram war, den er gekannt hatte. Bram gehörte nun zu den neuen Israelis: den Besatzern. Der Eindruck meines Vaters wurde später noch einmal bestätigt. Er wandte sich hilfesuchend an Bram, nachdem israelische Soldaten seinen Cousin verhaftet hatten. Das war noch in den ersten Monaten nach dem Junikrieg. In seiner Hilflosigkeit und Unwissenheit dachte mein Vater, dass Bram als Israeli Beziehungen haben würde, die seinem Cousin helfen könnten. Eines Tages waren nämlich Soldaten im Haus des Cousins erschienen und hatten es auf ein Jagdgewehr hin durchsucht. Sie fanden schließlich auch sein altes, nicht mehr funktionstüchtiges Jagdgewehr, verhafteten ihn umgehend und inhaftierten ihn – er wurde wegen Zugehörigkeit zur Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO) angeklagt.

Rifat Odeh Kassis (58) ist geschäftsführender Direktor der internationalen Beratungsfirma „grip consulting" in seiner Heimatstadt Beit Sahour. Als Kind besuchte er dort die Lutherische Schule, seine Familie war fest ins Gemeindeleben eingebunden.

Schultor in Beit Sahour

Zu dieser Zeit gab es keine palästinensischen Anwälte, die wir um Hilfe hätten bitten können. Auch Menschenrechtsorganisationen gab es damals nicht. Es gab einige israelische Anwälte, vor allem Kommunisten, die aus ihrer eigenen Initiative heraus die Tausenden palästinensischen Häftlinge vertraten, aber für meine Familie waren sie nicht erreichbar. Mein Vater, der weder Beziehungen noch Geld hatte, wandte sich an Bram. Er hatte die Hoffnung, dass sein alter Freund ihm wenigstens helfen könnte, herauszufinden, wo sein Cousin festgehalten wurde. Aber Bram wies ihn ab und hätte ihn fast aus dem Haus geworfen.

Vielleicht war dies meine erste richtige Begegnung mit der Besatzung. Der erste Blick in ihr wahres Antlitz, den ich erhaschte – ein Anblick, der mich bis heute begleitet. Das Ergebnis des Krieges war nicht nur für die Araber und die Palästinenser eine große Niederlage, im Hinblick auf den Verlust unseres Landes und unserer Würde. Für meine Familie war es auch der Verlust unserer Einheit, da drei meiner Brüder in Deutschland arbeiteten und ihr Recht auf eine Heimkehr verloren. Unsere Familie wurde getrennt – plötzlich und für immer. Und damit hatte für mich die Geschichte der israelischen Besetzung erst begonnen.

Dieser Text ist ein Auszug aus Rifat Kassis' 2011 veröffentlichtem Buch „Kairos for Palestine". Er wurde von Agnieszka Will aus dem Englischen übersetzt.

Ghasub Nasser, Gemeinde Bethlehem

„Wir leben in einem Gefängnis ohne Dach“

Im Interview mit **Silke Nora Kehl**

Ich würde gern mit Ihnen über die Bedeutung des Sechs-Tage-Kriegs für die Gegenwart sprechen…

Ghasub Nasser: Sie sagen „Sechs-Tage-Krieg“, das ist schon parteiisch. Das ist die Formulierung der israelischen Seite.

Welche Formulierung verwenden Sie?

Ich nenne diesen Krieg „die zweite Niederlage der Palästinenser“, die erste war 1948 – im Arabischen sagen wir Nakba –, für den zweiten Krieg sagen wir Naksa, das ist genau das gleiche. Für uns ist zu beklagen, dass die Europäer die Bezeichnung der Israelis übernommen haben. Es ist ein indirekter Beweis für die Tatsache, dass der Westen Israel von Kopf bis Fuß unterstützt. Deswegen fühlen wir Palästinenser uns verlassen von der ganzen Welt – zurzeit auch von den arabischen Staaten, weil jeder dieser Staaten mit sich und seinen eigenen Problemen beschäftigt ist.

Ghasub Nasser (75) ist Geschäftsführer der Betelnoor-Society, die eine gemeinnützige Augenklinik in Beit Jala betreibt und von Spendern unterstützt wird. Er lebt in Bethlehem und gehört der Gemeinde der Weihnachtskirche an. In jungen Jahren studierte er Maschinenbau in Deutschland. Aus seiner Heimat auszuwandern kam für ihn nie in Frage.

Was ist mit der Hilfe durch beispielsweise NGOs? Oder durch Spenden?

Diejenigen, die mit uns sympathisieren, können nicht mehr tun, als Worte zu sagen. Ein paar Millionen Dollar, um eine Straße zu bauen, zu renovieren – das ist nicht genug. Wir brauchen die Unterstützung auch auf diplomatischer, politischer Ebene. Der Westen soll wirtschaftlichen Druck gegen Israel ausüben, damit Israel mit den Maßnahmen gegen uns aufhört. Wir haben auch das Recht, hier zu sein. Das ist auch unsere Heimat.

Wie sieht der Alltag in Bethlehem unter Besatzung aus?

Wir Palästinenser leben in einem sehr großen Gefängnis ohne Dach. Jerusalem, die Stadt in der ich geboren bin, darf ich nicht besuchen. Nur mit einer Genehmigung der Israelis. Hier in Bethlehem sind wir durch die große Mauer abgeriegelt. Es ist ein Gefängnis. Wir dürfen nur in die umliegenden Dörfer im Gebiet gehen oder in die Städte Beit Sahour, Beit Jala, Battir. Nachts werden wir immer von den israelischen Soldaten heimgesucht. Sie kommen mitten in der Nacht und wollen jemanden abholen, der von ihnen verfolgt wird. Mit der Beschuldigung, dass dieser Mensch irgendetwas gegen Israel getan hätte. Sie sperren die ganze Familie in ein Zimmer. Dann mischen sie in der Küche unseren Reis mit Zucker und mit Mehl zusammen, sie machen alles kaputt. Dann gehen sie raus. Ist das ein Leben?

Was heißt denn immer? Wie oft machen die Soldaten das?

Ich weiß es nicht, ich habe keine Statistik. Aber sie machen es, sie machen es gelegentlich. Sie machen es in Bethlehem, überall in der Westbank.

Hatten Sie auch mal israelische, jüdische Freunde oder gab es das nie?

Ja, das gab es natürlich. Von 1989 auf 1990 war ich im Gefängnis. Während der Haft habe ich mich mit einem Militärpolizisten angefreundet. Er hat uns zum Gericht eskortiert und sprach Englisch mit uns. Er hatte einen Bart und trug eine Kippa. Es hat mich gewundert, dass er so freundlich mit uns war: Er hat „bitte“ und „danke“ gesagt, das habe ich vorher nie von einem Israeli gehört. Unser Kontakt hat sich vertieft. Er kam abends nach den Nachrichten im israelischen TV zu mir und hat mir berichtet, was er gesehen und gehört hat. Wir waren ja abgeschnitten von der Welt. Nach der Haftzeit hat er mich in Bethlehem besucht. Ich habe ihn bei der Geburtskirche abgeholt. Er ist in Zivil gekommen, nicht in Uniform. Bei mir Zuhause haben wir gemeinsam Kaffee, Tee und Whisky getrunken und zusammen gegessen. Ich stehe immer noch mit ihm in Kontakt.

Warum waren Sie im Gefängnis?

Weil ich offen für die Zweistaatenlösung eingetreten bin.

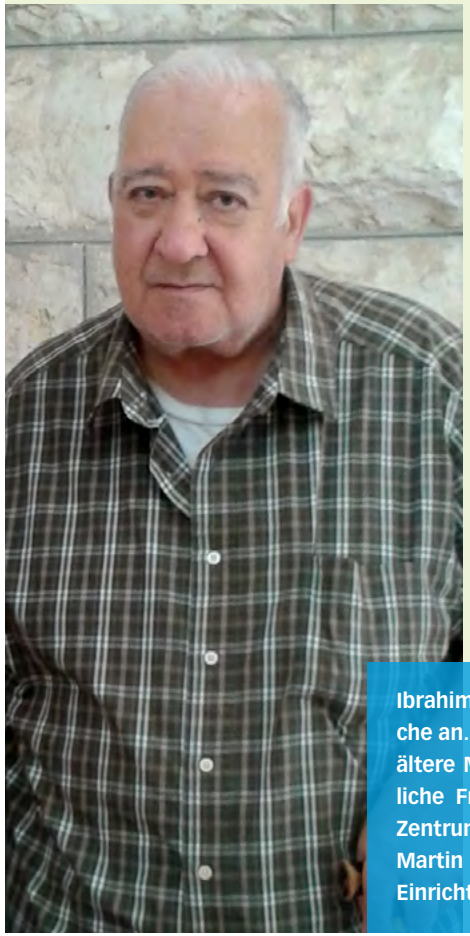
Hilft Ihnen die Religion angesichts der Situation in ihrem Land?

Ich meine: Wenn ein Mensch ohne Religion lebt, dann hat dieser Mensch keine Kerze vor sich. Wir leben in einem Tunnel, da brauchen wir ein kleines bisschen Licht, um überhaupt weiter laufen zu können. Dieses Licht, diese Kerze – das ist Religion. Ob ein Mensch Christ ist oder Buddhist, Muslim oder Jude – das spielt keine Rolle für mich. Aber diese Kerze ist für mich sehr wichtig.

Ibrahim Arbid, Gemeinde Jerusalem

„Ich liebe Jerusalem“

Seit 1948 lebe ich in der Jerusalemer Altstadt – fast seit 70 Jahren also. Ich war auch im Juni 1967 hier in der Stadt. Nachdem die israelische Armee Ost-Jerusalem erobert hatte, mussten wir drei Tage Zuhause bleiben. Es gab eine komplette Ausgangssperre für uns, daran erinnere ich mich noch. Nach dem Krieg sind meine drei Brüder nach Kanada ausgewandert. Für mich kam das nicht in Frage. Obwohl auch meine beiden Schwestern nicht mehr hier sind: Die eine lebt in Jordanien, die andere in den USA. Und eines meiner vier Kinder ist ebenfalls ausgewandert. Mein Sohn lebt in Kalifornien und ist dort verheiratet.



Ein paar Jahre waren meine Frau und ich auch dort, aber ich fühlte mich nicht zuhause. Ich liebe Jerusalem. Die Stadt zu verlassen, kann ich mir nicht vorstellen. 40 Jahre lang habe ich in der Druckerei einer jüdischen Zeitung gearbeitet – außerhalb der Altstadt. Zusammen mit Israelis. Ich hatte auch viele Freunde aus der israelischen Gesellschaft. Aber seitdem ich mit 65 in Rente gegangen bin, sind die Kontakte abgebrochen. Heute ist mir auch der Weg in die Neustadt zu mühsam – ich verlasse die Altstadt kaum noch. Deswegen treffe ich meine alten Arbeitskollegen nicht mehr. Dafür bin ich fast jeden Tag hier im Zentrum. Mit meinen muslimischen Bekannten spiele ich Backgammon, wir unterhalten uns viel, trinken Kaffee. Sonntags gehe ich in den Gottesdienst in der Erlöserkirche oder auf den Ölberg, wenn mich jemand im Auto mitnimmt.

Aufgezeichnet und übersetzt von Silke Nora Kehl

Ibrahim Arbid (79) gehört der Gemeinde der Erlöserkirche an. Jeden Vormittag besucht er ein Tageszentrum für ältere Menschen und trifft hier muslimische und christliche Freunde, um sich mit ihnen auszutauschen. Das Zentrum liegt direkt neben der Kirche und gehört zum Martin Luther Community Development Centre, einer Einrichtung der ELCJHL.

In Jerusalem

Laura Bishara, Gemeinde Beit Jala

„Der einzige Weg ist, den Anderen zu akzeptieren“

Interview und Übersetzung: **Silke Nora Kehl**

Inwiefern prägt die Besatzung den Alltag an der Schule Talitha Kumi?

Laura Bishara: Die Besatzung ist Teil unseres Lebens geworden. Unsere Schülerinnen und Schüler kommen aus unterschiedlichen Regionen nach Beit Jala. Einige müssen auf dem Schulweg täglich einen Checkpoint passieren. Das bedeutet Stress. Manchmal kommen Kinder morgens frustriert, aggressiv oder verängstigt hier an, weil ihr älterer Bruder festgenommen wurde. Oder weil das Haus ihrer Familie nachts von israelischen Soldaten durchsucht worden ist. Sie können sich dann oft nicht auf den Unterricht konzentrieren oder wollen nicht mit den Anderen lernen. Es ist eine große Herausforderung, die Kinder immer wieder zu motivieren, ihr Bestes zu geben. Ebenso wichtig ist es, ihnen in Talitha Kumi Unterstützung und Sicherheit zu vermitteln: „Was immer Zuhause oder auf der Straße passiert, hier in der Schule bist Du an einem sicheren Ort.“ Die Besatzung ist also für uns alle ein Thema – nicht nur für Geschichts- oder Politiklehrer.

Sie sind 23 Jahre alt. Was verbinden Sie mit 1967?

Wie 1948, das Jahr der Nakba, ist auch 1967 ein sehr wichtiges Datum für die Palästinenser – im negativen Sinn. Wenn ich heute mit älteren Männern oder Frauen darüber spreche, spüre ich noch immer ihre Trauer und Bitterkeit über den Verlust. Sie erzählen dann: „Ah, ich erinnere mich, wie wir unser Land verloren haben, unser Haus, unser Grundstück, unseren Olivenbaum.“ Doch wenn ich persönlich auf 1967 zurückblicke, denke ich: Wir jungen Palästinenser sind nicht mehr so wie unsere Großeltern. Sie wollten die Besatzung noch mit allen Mitteln bekämpfen. Viele von uns sagen: Okay, die Israelis sind nun einmal da. Der einzige Weg zu leben und zu überleben ist, den Anderen zu akzeptieren und mit ihm zusammen zu leben.

Aber haben sich die Fronten nicht seit der zweiten Intifada eher verhärtet? Es heißt immer, angesichts der Mauer und des kontinuierlichen Siedlungsbaus seien die Bereitschaft zu Frieden und Dialog immer kleiner geworden – sowohl innerhalb der palästinensischen als auch der israelischen Gesellschaft.

Das stimmt. Meiner Einschätzung nach ist die palästinensische Gesellschaft gespalten. Eine Hälfte sieht im Zusammenleben beider Nationen die einzige Chance. Die andere Hälfte begreift es als Verrat – oder als Verkauf der palästinensischen Seele – mit den Israelis an einem Tisch zu sitzen. Viele Eltern verbieten ihren Kindern, an Konferenzen oder Treffen teilzunehmen, die von israelisch-palästinensischen Friedensaktivisten organisiert werden.

Laura Bishara (23) arbeitet als Englischlehrerin in Talitha Kumi und ist Gemeindemitglied in Beit Jala. Sie möchte Jugendliche zum Dialog mit den Israelis ermutigen und ihnen eine Haltung der Hoffnung und Stärke vermitteln. Während des Gesprächs Anfang Mai war sie im achten Monat schwanger, mittlerweile ist ihr Sohn auf der Welt.

Wollen die Jugendlichen sich denn politisch engagieren? Welche Möglichkeiten haben sie konkret, macht auch Talitha Kumi Angebote?

Es gibt viele politische Gruppen und NGOs in Palästina, die für den Frieden arbeiten. Und viele unserer Schülerinnen und Schüler nehmen in ihrer Freizeit an Schulungen zu gewaltfreier Konfliktlösung teil oder machen Fortbildungen für zukünftige Führungskräfte. In Talitha bieten wir das Planspiel „Model United Nations" (MUN) an. Wie bei der UN übernehmen die Jugendlichen die Rolle eines Delegierten. Sie informieren sich über die Geschichte und die aktuelle politische Lage des jeweiligen Landes und agieren in einer Konferenz als dessen Repräsentant. Dies fördert die Fähigkeit zu Empathie und Dialog. Schüler, die am MUN-Programm teilnehmen, werden zu reiferen Persönlichkeiten. Sie verhalten sich auf einmal viel erwachsener.

Und wie ist es mit der Dialogbereitschaft im schulischen Alltag? Mit jüdischen Kindern gibt es ja hier in Beit Jala kaum Kontakt. Aber wie ist das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen?

Es ist ein sehr gutes Verhältnis. Die Schüler lernen viel voneinander. Die muslimischen Kinder sehen, dass nicht alle Kinder in Palästina Muslime sein müssen. Einige christliche Kinder verzichten während des Ramadans auf ihr Schulbrot, sodass die muslimischen Kinder ihnen nicht beim Essen zuschauen müssen. Und im Unterricht gehen die Religionslehrer darauf ein, dass Christen, Muslime und Juden wichtige Traditionen teilen. Was das Judentum betrifft, staunen viele: „Ah, wir haben etwas gemeinsam." Denn sie verbinden die jüdische Religion oft nur mit der Besatzung. Nach und nach realisieren sie, dass sie das Judentum respektieren und sich damit auseinandersetzen sollten.

Wie stellen Sie sich die Zukunft Ihrer Schüler vor – was geben Sie den Jugendlichen mit auf den Weg?

Ich sage meinen Schülern: „Ihr denkt, Ihr seid jung, Ihr denkt mit 14 oder 15 Jahren könntet Ihr die Welt nicht verändern – aber genau das könnt Ihr! Indem Ihr lernt, Euch bildet, indem Ihr jeden Tag zur Schule kommt. Ihr seid Palästinas Zukunft und Ihr werdet mit dem Stift in Eurer Hand kämpfen anstatt mit einem Messer. Jeder von Euch ist einzigartig und kann auf seine Weise zu einer besseren Zukunft beitragen. Wenn Ihr Euch aber vor anderen Menschen verschließt, werdet Ihr nichts bewegen."

Das klingt sehr idealistisch. Sie sind grundsätzlich optimistisch, was die Zukunft Palästinas betrifft?

Als Lehrerin sollte ich immer optimistisch sein, sonst könnte ich diese Haltung nicht vertreten und meinen Schülern als positive Energie mit auf ihren Lebensweg geben. Doch natürlich habe ich auch große Bedenken. Viele begabte Schüler kommen aus armen Familien – ihre Eltern

Fußball spielen auf dem Pausenhof in Ramallah

werden es sich nicht leisten können, sie zur Universität zu schicken. Außerdem ist die Arbeitslosigkeit in der Westbank sehr hoch. Akademiker arbeiten nach ihrem Studium im Supermarkt – es gibt für sie hier keine Perspektive. Ich vermittle meinen Schülern eine positive Einstellung und hoffe, dass sie später angesichts der politischen und ökonomischen Situation nicht deprimiert oder gar depressiv werden.

Lassen sich die Kinder denn begeistern und ermutigen? Welche Haltung haben Ihre Schüler denn zur Situation in Palästina?

Nun ja, Teenager sind in der Regel eher pessimistisch – kleinere Kinder sind leichter zu begeistern. Ich versuche, den Jugendlichen die Augen und die Herzen für das zu öffnen, was wir hier haben. Anstatt nur das zu sehen, was uns fehlt. Von einem Schüleraustausch kommen nämlich viele frustriert zurück. Sie sehen, dass es in anderen Ländern Kinos, Clubs, Zoos und eine ganz andere Infrastruktur gibt. Ich ermutige sie, all das hier zu erschaffen. „Werdet Regisseure, dreht Filme. Werdet Ingenieure, baut modern Züge, überzeugt unsere Verwaltung, den öffentlichen Verkehr auszubauen." Ich gebe ihnen positive Vorbilder. Sänger, Künstler, Präsidenten, die auf friedliche Wiese gegen die Besatzung protestieren. Man muss daran glauben, etwas verändern zu können. Diese positive Haltung beeinflusst die jungen Menschen, sie werden glücklicher. Sie sollen von sich überzeugt sein. Sie sind Palästinas Zukunft

Samer Azar, Gemeinde Amman

Von der Heimat abgeschnitten

In Jordanien leben heute 1,9 Millionen palästinensische Flüchtlinge, verteilt auf 13 Flüchtlingslager. Sie haben einen jordanischen Pass mit einer nationalen Nummer – mit Ausnahme der Geflüchteten aus dem Gazastreifen. Diese erhalten nur provisorische Pässe, die zwei Jahre lang gültig und nicht mit einer nationalen Nummer gekennzeichnet sind. Alle 24 Monate müssen die Ausweise erneuert werden. Menschen aus Gaza bekommen zusätzlich eine spezielle Identitätskarte, die ihren Alltag erleichtern und ihnen Zugang zum Arbeitsmarkt sowie zu sozialen Dienstleistungen ermöglichen soll.

Nur Palästinenser, die mit einer nationalen Nummer im Pass registriert sind, werden als Vollbürger Jordaniens angesehen. Sie gelten als Jordanier palästinensischen Ursprungs, wobei sie das Recht auf Rückkehr behalten - für den Fall, dass die israelisch-palästinensische Frage endgültig geklärt wird. Ihrer Ansicht nach ist das Recht auf Rückkehr unwiderruflich. Obgleich viele von ihnen möglicherweise nicht zurückgehen werden, nachdem sie sich in Jordanien angesiedelt und eine Existenz aufgebaut haben und sich mittlerweile dort beheimatet fühlen.

Einige Mitglieder der sogenannten Anti-Normalisierungsgruppen, die sich aus Aktivisten mit unterschiedlichen Hintergründen zusammensetzen, verlangen einen Boykott jedweder Beziehung zu Israel – trotz des israelisch-jordanischen Friedensvertrages von Wadi Araba aus dem Jahre 1994.

Dieser Vertrag wird von der jordanischen Regierung positiv bewertet. Und zwar aufgrund der durch das Abkommen zurückgewonnenen jordanischen Territorien sowie des vergrößerten Anteils am Wasser des Sees von Tiberias. Auch in diplomatischer Hinsicht erhöht dieser Auffassung nach der Vertrag Jordaniens Ansehen und seinen Einfluss auf regionaler und globaler Ebene, da Jordanien durch die Unterstützung der Palästinenser und ihrer politischen Spitze eine besondere Bedeutung zukommt.

Die jordanische Bevölkerung sieht den Vertrag von 1994 allerdings in einem anderen Licht. Nach Überzeugung der meisten Jordanier bleibt der Friedensvertrag irrelevant und leer, solange die palästinensische Frage nicht gerecht und angemessen geregelt ist. Viele fordern seine Aufhebung, solange er zu keinem wahrhaften Frieden führt. Frieden würde ihrer Überzeugung nach bedeuten, die Grenzen des palästinensischen Staates vom 4. Juni 1967 wiederherzustellen: mit Ostjerusalem als Hauptstadt. Dazu gehöre auch, die regelmäßige Zerstörung religiöser Stätten sowie den Bau und die Ausweitung israelischer Siedlungen zu stoppen. Die Jordanier sind also davon überzeugt, dass es eine faire Regelung in Bezug auf die Grenzen, die Rückkehr der Flüchtlinge, die Wasserressourcen und Jerusalem geben müsse.

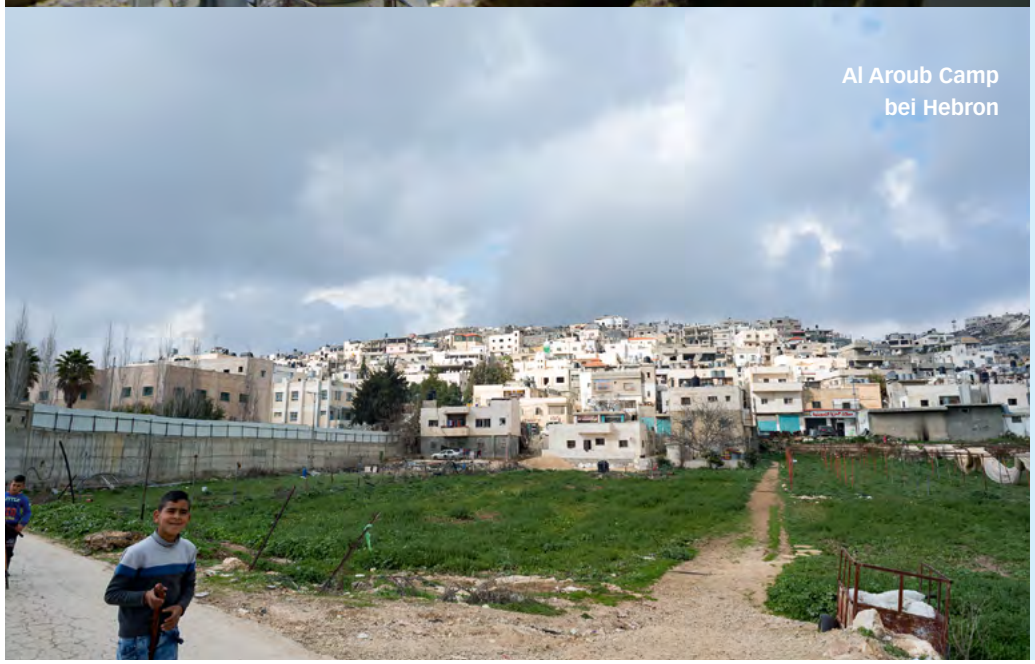
Jordanische Lutheraner unterscheiden sich in ihrer Einstellung nicht von der Mehrheitsgesellschaft. Sie betrachten die Besatzung als illegal und sind der Meinung, sie müsse enden. Sie sehen die Besatzung als Ursache dafür, dass viele Palästinenser aus ihrer Heimat vertrieben wurden und dadurch ihr Land und ihre Besitztümer verloren haben. Dies betrifft lutherische Christen genauso wie alle anderen Palästinenser: Auch sie wurden 1967 von ihrer Heimat abgeschnitten. Von israelischer Seite ein Einreisevisum in die palästinensischen Gebiete zu erhalten oder auch nur die Erlaubnis, ihre Familien zu besuchen, ist bis heute so gut wie unmöglich. An kirchlichen Veranstaltungen im Heiligen Land durften und dürfen sie kaum teilnehmen.

Die Erinnerung an 1967 ruft Erinnerungen an 1948 wach – und die Erfahrungen von Vertreibung und Verlust wiederholen sich unter der Besatzung immer wieder. Viele Menschen lässt diese Erinnerung nicht los. Ihr Alltag ist von massiven Einschränkungen und der andauernden Migration geprägt. Tagtäglich verfolgen sie die politische Lage in den Nachrichten. Ihr Traum, dass die seit 50 Jahren andauernde israelische Besatzung enden möge, erwacht in ihnen mit jedem Sonnenaufgang auf's Neue. Sie träumen von einem palästinensischen Staat auf nationalem Boden innerhalb der Grenzen vom 4. Juni 1967. Es ist ein Traum von Freiheit, Selbstbestimmung und weltweiter Anerkennung der palästinensischen Identität und er will nicht vergehen.

Aus dem Englischen übersetzt von Agnieszka Will und Silke Nora Kehl

Samer Azar (45) stammt aus Jerusalem und ist seit seiner Ordination 1996 Pastor der Kirche zum Guten Hirten im jordanischen Amman. Zu Beginn kamen weniger als zehn Personen zu den Gottesdiensten, heute nehmen regelmäßig über 50 Gemeindemitglieder daran teil. Im Januar wurde Azar zum neuen Synodenpräses der ELCJHL gewählt.

Blick auf das Al Azzeh Flüchtlingslager in Bethlehem



Al Aroub Camp bei Hebron

Imad Haddad, Gemeinde Ramallah

Hoffnung trotzt der Besatzung

Als der Sechs-Tage-Krieg ausbrach, war die evangelisch-lutherische Gemeinde der Church of Hope noch sehr jung. Sie hatte sich 1948 nach der Nakba in Ramallah gegründet und musste nun noch einen weiteren Krieg überstehen. Die Einträge im Kirchenbuch zeigen, dass die Gemeinde ab Juni 1967 einige Mitglieder verlor. Darunter waren Studenten im Ausland, die aufgrund des Krieges nicht zurückkommen konnten und Familien, die Ramallah verließen, um in anderen Ländern Zuflucht zu suchen.

Aufgrund des Krieges sah sich die Kirche gefordert, nicht nur ihre Gemeindemitglieder, sondern auch die Gesellschaft, in deren Mitte sie existierte, zu unterstützen. Finanzielle Hilfen gab es besonders für Menschen, die ihre Arbeit verloren hatten. Aber auch die geistliche und seelsorgerische Arbeit wurde verstärkt, um die Gemeindemitglieder in ihrem Glauben und ihrem Vertrauen in Gott zu stärken. Neben anderen Aktivitäten fand einmal im Monat ein Treffen statt. Hier wurden Themen wie die alttestamentarische Überlieferung vom auserwählten Volk Gottes und der Anspruch auf das Heilige Land vor dem aktuellen politischen Hintergrund diskutiert.

Auf dem Treffen, das zwei Monate nach Besetzung der Westbank durch die Israelis stattfand, diskutierten der Pastor und der Ältestenrat der Gemeinde den wichtigen Auftrag der Kirche in diesen schweren Zeiten. Sie wollten sicherstellen, dass die Kirche mehr leistete als finanzielle Unterstützung. Der damalige Pastor Bassem Nijm hielt schriftlich fest:

Imad Haddad (38) ist seit fast fünf Jahren Pastor der „Church of Hope" in Ramallah. Nach Jerusalem fährt er kaum noch, denn es ist ihm verboten, dort sein Auto zu benutzen. „Warum soll ich mich den ganzen Kontrollen und dem Stress aussetzen?", fragt er. Seine Kraft spart er sich lieber für andere Dinge auf. Und gibt sie in Form von Mut und Hoffnung an seine Gemeinde weiter.

„Die Gemeinde der Hoffnung lebt im Geist der Hoffnung. Trotz der harten Situation geben wir nicht auf. Wir sind Gottes Zeugen und seine Diener…" (Quelle: Nijm, Fuad, Hope is my gift to you, S. 107)

In diesem Jahr erinnern wir an 50 Jahre Besatzung. Für uns bedeutet das, seit 50 Jahren Bürger eines Landes zu sein, das die Welt kaum wahrnimmt und das nicht als Staat anerkannt ist. Seit 50 Jahren will uns nicht nur die Besatzungsmacht, sondern auch die Weltgemeinschaft weismachen, wir wären Menschen zweiter Klasse. Wir haben 50 Jahre hinter uns, in denen wir immer wieder gezwungen waren, die weiße Flagge zu hissen. 50 Jahre in denen wir Tote zu beklagen hatten – nicht nur in physischer, sondern auch in sozialer, psychologischer Hinsicht. 50 Jahre, in denen so viele Resolutionen verabschiedet worden sind, ohne dass eine faire Lösung des Nahostkonflikts erreicht worden wäre. 50 Jahre, in denen so viele schlechte Entscheidungen getroffen wurden – auf internationaler Ebene wie auch auf palästinensischer Seite.

Mir ist bewusst, das sind harte Worte. Doch wir sollten nicht unsere Zeit damit verschwenden, weinerlich zu sein. Sondern es ist an der Zeit, zu leben und sich für eine bessere Zukunft einzusetzen. – Und eine bessere Zukunft beginnt heute. Das Anliegen, dem sich unsere Kirche vor 50 Jahren gewidmet hat, ist auch unser Anliegen heute.

Folgende Punkte sind mir sehr wichtig:
Angst ist der Feind der Freiheit. Unter Besatzung zu leben heißt, ständig in Angst zu leben. Und in Angst zu leben bedeutet, am Leben gehindert zu werden. Wir können unseren Zustand nicht leugnen und nicht ändern. Deswegen müssen wir uns von der Angst befreien. Das ist keine leichte Aufgabe. Als Kirche stellen wir uns ihr. Unsere Aufgabe ist es, die Menschen hier zu lehren, ihre Angst zu bewältigen – nicht indem sie die Situation verdrängen, sondern indem sie ihr Leben verändern. Wir sollten uns unserer politischen und gesellschaftlichen Lage bewusst sein, aber unser Handeln darf nicht von Angst getrieben sein – denn dann wird es eher destruktiv als konstruktiv sein.

Doch dabei sollte uns klar sein: Unsere Lebenssituation ist nicht normal und sie ist nicht richtig. Wir müssen uns immer wieder bewusst machen, dass ein Leben hinter Mauern, unter Besatzung nicht die Normalität ist. Eine Erlaubnis beantragen zu müssen, um arbeiten zu dürfen oder einen Checkpoint passieren zu müssen, um ein Ziel zu erreichen – den Arbeitsplatz, Freunde, Verwandte – ist nicht normal. Ja, zurzeit leben wir unter diesen Umständen. Aber wir müssen uns vor Augen halten, dass wir immer wieder aufs Neue für die Normalität eintreten müssen.

Wir müssen Freiheit leben, denken, ja sogar atmen, bevor wir sie erreicht haben. Im Moment entwickelt sich nichts in die Richtung einer gerechten Lösung des Konflikts oder eines gerechten Friedens. Daher wird es nicht so bald wirkliche Freiheit für unser Land geben. Aber das sollte uns nicht hindern, für Freiheit einzutreten. Es ist gefährlicher, die Besatzung im Herzen und in den Köpfen zu haben als tatsächlich unter ihr zu leben. Wir müssen lernen, wie wir Freiheit denken, vorbereiten und leben – sodass wir bereit sind, sie voll auszukosten, falls sie politisch realisiert werden sollte.

Ein mir wichtiger Gedanke zum Abschluss: Zu hoffen heißt nicht, zu träumen – und Glaube ist nicht statisch. Das Wort Hoffnung ist schon so häufig benutzt worden, dass wir gar nicht mehr über seine Bedeutung nachdenken. Versteht jeder, der das Wort Hoffnung benutzt, dasselbe darunter? Ich bezweifle es! Ich bin überzeugt, dass Kirche immer wieder hinterfragen muss, was sie mit dem Ausdruck „Hoffnung" bezeichnet – abhängig von der jeweiligen Glaubensrichtung und dem gesellschaftlichen Kontext. Fest steht aber: Zu hoffen heißt nicht, zu träumen! Hoffnung ist das, woran wir im Leben glauben und das wir täglich zu erreichen suchen: Stück für Stück. Als Christen können wir unmöglich sagen „ich hoffe", wenn wir im Leben unbeweglich verharren.

Aus dem Englischen übersetzt von Silke Nora Kehl

Israelis und Palästinenser bei einer gemeinsamen Friedensaktion

Die israelische Soziologin Eva Illouz und Munib Younan, Bischof der ELCJHL

Eva Illouz: „Das Tragische ist, dass Israelis und Palästinenser sich in vielen Dingen so ähnlich sind. Die Geschichte beider Völker ist von einem negativen Trauma geprägt: die der Israelis von der Shoa, die der Palästinenser von der Nakba. Wobei ganz klar ist, dass die Nakba nicht mit der Shoa vergleichbar ist."

Munib Younan: „In unseren Schulen bringen wir den Kindern nah, sich gegenseitig zu akzeptieren und im Anderen das Angesicht Gottes zu sehen – auch in der aktuellen Situation der Besatzung."

Nie wieder Opfer

Die jüdische Konsequenz aus der Shoa

Israel-Experte Richard Chaim Schneider

Richard Chaim Schneider war zehn Jahre lang ARD-Korrespondent in Israel. Beim Deutschen Evangelischen Kirchentag diskutierte der Sohn ungarischer Shoa-Überlebender mit Bischof Munib Younan (ELCJHL) und der israelischen Soziologin Eva Illouz (Hebrew University) zum Thema „70 Jahre Teilungsplan – 50 Jahre Besatzung".

„Hören Sie auf zu denken, die Israelis sind schuld und die Palästinenser sind die Armen. Hören Sie auf zu denken, die Palästinenser sind schuld und die Israelis die Armen. Beides ist falsch. Beides ist richtig", sagte Richard Chaim Schneider in seinem Statement auf dem Kirchentag.

Und zitierte einen bekannten jüdischen Witz: Zwei Juden haben Streit miteinander und kommen zum Rabbiner. Der erste trägt seine Position vor und der Rabbi sagt ihm: „Du hast Recht". Dann wendet sich der zweite Mann an ihn und der Rabbi sagt: „Du hast Recht." Da ruft der Assistent des Rabbiners dazwischen: „Das ist nicht möglich." Der Rabbiner erwidert: „Du hast auch Recht".

Als Nahost-Korrespondent habe er immer verdeutlichen wollen, wie die unterschiedlichen Seiten ticken, so Schneider. „Wenn ich mit einem Siedler spreche, kann ich ihn aus seiner Sicht verstehen. Wenn ich mit einem Hamas-Mann spreche, kann ich den aus seiner Sicht auch verstehen." Einfache Lösungen für den Konflikt gäbe es nicht. Dafür aber jede Menge Vorschläge von Europäern, von denen viele noch nie im Nahen Osten gewesen seien.

„Die Arroganz des Westens, die sich in Besserwisserei und Moralisieren ausdrückt, ist nicht hilfreich. Der Nahostkonflikt wird nicht in Berlin oder in London gelöst werden", erklärt Schneider. Die europäische Perspektive sei von einem doppelten Rassismus geprägt: „Von bewusstem oder unbewussten Antisemitismus auf der einen Seite und von Orientalismus – also stereotypen Vorstellungen von ‚den Arabern' – auf der anderen Seite."

Antisemitismus und Orientalismus spielten auch in der deutschen Gesellschaft eine Rolle. Das Bewusstsein für die deutsche Verantwortung nach der Shoa fehle gerade denjenigen, die Instant-Lösungen für den Nahostkonflikt parat hielten. „Es ist so einfach zu sagen, die Besatzung muss enden", so Schneider. „Aber wie das dann konkret aussieht und welche Angst das auf beiden Seiten auslösen wird, das wird nicht bedacht."

Vor allem werde bei der Kritik an der israelischen Besatzung etwas vergessen: „‚Nie wieder Krieg', das war 1948 bei der Gründung der BRD die Devise – nach der Nazizeit", erklärt Schneider. „Aber die jüdische Konsequenz aus der Shoa war nicht ‚nie wieder Krieg', sondern ‚nie wieder Opfer'."

Eine Annäherung zwischen Israelis und Palästinensern scheint momentan kaum möglich. Ein Grund dafür sei der Zerfall der Linken in der israelischen Gesellschaft und der Zuwachs an Extremismus in beiden Kollektiven, erklärte die Soziologin Eva Illouz im Rahmen der Podiumsdiskussion mit Richard Chaim Schneider und Bischof Younan. Die Hamas auf der einen, radikale Siedler auf der anderen Seite. „Eine Konsequenz daraus ist, dass die israelische Identität sich immer mehr von einer nationalen Identität, die auch arabische Israelis miteinschloss, zu einer jüdischen Identität entwickelt hat".

„Das Tragische ist, dass Israelis und Palästinenser sich in vielen Dingen so ähnlich sind", hielt die Soziologin in ihrem Statement fest. „Zunächst einmal ist die Geschichte beider Gesellschaften von einem negativen Trauma geprägt: die der Israelis von der Shoa, die der Palästinenser von der Nakba".

Trotz massiver objektiver Unterschiede zwischen der Nakba (der Flucht und Vertreibung von 700.000 Palästinensern in den Jahren 1947 und 1948) und der Shoa (dem industrialisierten nationalsozialistischen Massenmord an sechs Millionen europäischer Juden während des Zweiten Weltkrieges) seien beide Ereignisse fundamental für das jeweilige Selbstverständnis, so Illouz.

Auch die „Sehnsucht nach einem eigenen Land" sei eine Parallele, die Israelis und Palästinenser gleichzeitig trenne und eine. Im Judentum reiche diese Tradition zurück bis in die Zeit der Psalmisten (etwa 6. Jahrhundert v.Chr.): „Der Psalmist weint, wenn er an Zion denkt". Für beide Völker sei das Exil ein fundamentaler Teil ihrer Identität.

Außerdem würden sich beide Gesellschaften gegenseitig als Rassisten bezeichnen, sagte Illouz. Auf der einen Seite habe Netanjahu geäußert, die Palästinenser wollten einen „judenreinen Staat". Auf der anderen Seite schürten Vertreter der palästinensischen Seite die Angst davor, von den Israelis systematisch ausgelöscht zu werden. Und damit werde auch der Hass auf die Besatzer geschürt. Die Angst vor der Vernichtung durch den Anderen sei in beiden Kollektiven so groß geworden, dass Friedensinitiativen keine Chance mehr hätten.

Dabei können Israelis und Palästinenser nicht ohne einander existieren, ist Illouz sich sicher. Am Ende ihres Vortrages verglich sie Israelis und Palästinenser mit einem Paar, das sich umschlungen hält, während es sich bekämpft. „Und wir werden nie aufhören uns zu umarmen."

Eva Illouz wurde 1961 in Marokko geboren, emigrierte als Kind nach Frankreich und ging zum Studium nach Israel. Heute ist sie Professorin für Soziologie an der Hebrew University in Jerusalem und bezeichnet sich selbst als „Israelin mit französischer Staatsbürgerschaft". Sie schreibt regelmäßig für die israelische Tageszeitung Haaretz und hat zahlreiche international beachtete Bücher publiziert.

Warum weinen Fallschirmjäger?

Reflexion zum berühmten Foto David Rubingers

Von **Nurit Carmel,** Medien- und Bildwissenschaftlerin

„Ich nahm das Bild von den Fallschirmspringern an der Klagemauer auf, gerade nachdem sie die Jerusalemer Altstadt eingenommen hatten. In Bezug auf die Komposition ist das Foto definitiv nicht perfekt, und ich denke nicht, dass es das beste Foto ist, das ich jemals gemacht habe. Aber es hat sehr schnell ein Eigenleben entwickelt und die Öffentlichkeit hat es zur Ikone erhoben", sagte David Rubinger (1924-2017), der über Jahrzehnte die Geschichte Israels fotografisch dokumentierte, in einem Interview. Am Morgen des 7. Juni 1967 hielt Rubinger das fest, was der Fotograf Henri Cartier Bresson als den „entscheidenden Moment" bezeichnet hatte. Innerhalb weniger Stunden ging Rubingers Foto um die Welt. Es war die Geburt einer Ikone. Eine Ikone ist das Bild noch heute. Es steht nicht nur für den israelischen Sieg im Sechs-Tage-Krieg, sondern ist auch zu einem der beliebtesten Bilder in Israel geworden. Es zeigt die tiefe Verbindung des Staates mit seiner Vergangenheit – sowohl in historischer als auch in spiritueller Hinsicht.

Rubingers Fotografie von den Fallschirmjägern an der Klagemauer darf aus rechtlichen Gründen nicht hier abgedruckt werden. Es ist im Netz und zahlreichen Artikeln zum Sechs-Tage-Krieg zu finden.

Rubinger legte sich auf die Erde und hielt die emotionale Komplexität des Moments in Weitwinkel-Ansicht fest: Junge, säkulare Soldaten, erschöpft nach schlaflosen Nächten im Kampf um Jerusalem, stehen gebannt vor dem heiligsten Ort des Judentums, zu dem sie mit Tränen in den Augen aufschauen. Die große Kraft des Bildes liegt in eben dieser Verbindung: Zwischen den Soldaten, die den zionistischen Staat Israel repräsentieren, und den Steinen der Klagemauer, die 2000 Jahre jüdischer Sehnsucht nach der Rückkehr nach Jerusalem verkörpern.

„Wie kommt es, dass Fallschirmjäger weinen?" fragte der Poet Haim Hefer am Ende seines Gedichts, das er inspiriert von Rubingers Foto kurz nach der Schlacht um Jerusalem verfasste. „Vielleicht weil sie als 19-jährige Jungen, die mit der Gründung des Staates Israel geboren wurden, 2000 Jahre Geschichte auf ihren Rücken tragen". 50 Jahre nach der Entstehung dieses Bildes existiert der naive Blick, der sich damals in den Augen der jungen Männer spiegelte, nicht mehr. Das atemberaubende Gefühl des Augenblicks ist schamlos für unterschiedliche Zwecke ausgebeutet worden, das Foto wurde zu einem der vielen kommerzialisierten Produkte der Konsumgesellschaft. Von der postmodernen Populärkultur seiner ursprünglichen Aura beraubt, taucht es nun in den unterschiedlichsten Kontexten auf: Ob als dekorative Illustration auf Kreditkarten oder als Werbeanzeige, im israelischen Diskurs über Männlichkeit oder als Ausdruck der Parodie.

Dr. Nurit Carmel (44) ist Expertin für visuelle Kultur im Heiligen Land.

Anhalt
Pfr. Hans-Justus Strümpfel
Parkstr. 8
06846 Dessau-Rosslau
Fon: 0340 - 221 29 40
struempfel.dessau@googlemail.com

Baden
Pfr. W. E. Miethke, StR
Oscar-Grether-Str. 10c
79539 Lörrach
Fon: 07621 – 162 28 62
miethke.wolf@t-online.de

Bayern
Pfr. Hans-Jürgen Krödel
Langonerstr. 8
82377 Penzberg
Fon: 08856 - 804 89 90
hans-juergen.kroedel@gmx.net

Pfr. Ernst Schwemmer
Ölbergstr. 5
93449 Waldmünchen
ernstschwemmer@web.de

Dekan Martin Steinbach
Schützenweg 10
83646 Bad Tölz
Fon: 08041 / 76 12 73 – 31
Mail: martin.steinbach@elkb.de

Berlin Branderburg
Dr. Harald Iber, GesD i.K. aD
Hampsteadstr. 23c
14167 Berlin
Fon: 030 - 8736334
Mail: har.iber@gmx.de

Braunschweig:
Propst i. R. Matthias Blümel
Seekannenring 7A
38446 Wolfsburg
Fon.: 05363 99 89 287
Fax: 05363 99 81 604
matthias.bluemel@kabelmail.de

Hessen-Nassau
Pfr. Matthias Kraft
Breslauer Str. 8a
65307 Bad Schwalbach
Fon: 06124 727 53 57
matthias.m.kraft@web.de

Pfr. Thomas Sinning
Tucholskystraße 92
60598 Frankfurt
Fon: 069 68 58 25
sinningfrankfurt@aol.com

Hannover
Mag. theol. Gerd Brockhaus, P. i. R.
Große Pranke 13
30419 Hannover
Fon: 0511 – 64 22 14 20
Mobil: 0175 – 5232126
brockhaus@marienwerder.de

Pfr. Dr. Frank Foerster
Kurt-Schumacher-Allee 25
30851 Langenhagen
Fon: 0511 - 679 14 304
Mail: frank.foerster@evlka.de

Pastor Michael Wabbel
Kirchenstraße 4
21244 Buchholz
Fon: 04181 – 216 88 22
MuSWabbel@t-online.de

Mitteldeutschland
Stephen Gerhard Stehli
Hegelstr. 36,II
39104 Magdeburg
Fon: 0391 – 567 76 50 (d)
Fon: 01520 – 159 31 68 (p)
sg.stehli@web.de

Nordkirche
Pastor Andreas Schulz-Schönfeld
Olandstraße 17
25821 Bredstedt
Fon: 04671 – 91 12 29 (d)
schuschoe@gmx.de

Oldenburg
Pfr. Tom Oliver Brok
Geestweg 9 a
26316 Varel
Fon: 04451 – 45 85
pastor@brok.de

Pfalz/Saar:
Pfr. Jörg Schreiner
Im Winkel 14
67273 Weisenheim am Berg
Fon: 06353 – 12 57
schreiner.weisenheim@gmx.de

Dr. Wolfgang Wittrock
Am Harzhübel 120
67663 Kaiserslautern
Fon: 0631 – 132 48
ute.wolfgang.wittrock@t-online.de

Rheinland:
Pfn. Dr. Beate Sträter
Ev. Schulreferat Bonn/
Haus der Ev. Kirche
Adenauerallee 37
53113 Bonn
Fon: 0228 – 68 80 185 (d.)
b.straeter@schulreferatbonn.de

Sachsen
Pfr. Frank Meinel
St. Wolfgangskirche
Martin-Planer-Weg 4
08289 Schneeberg
Fon: 03772-38 15 01
pfarrer-fmeinel@t-online.de

Westfalen:
Pfr. Eberhard Helling
Lessingstrasse 7
32312 Lübbecke
Fon: 05741 - 52 55
eberhard.helling@gmx.de

Pfn. Annegret Mayr
Giersbergstraße 30
57072 Siegen
Fon: 0271 – 511 21
as.mayr@kk-si.de

Württemberg:
Bernard Cantré, OStR i. R.
Jagststraße 14
74592 Kirchberg/Jagst
Fon: 07954 – 85 08
bernard.cantre@t-online.de

Pfr. Dr. Jörg Schneider
Jürgensenstraße 32
72074 Tübingen
Fon: 07071 - 920 87 63
jg-schneider@t-online.de

Österreich:
Landessuperintendent
Pfr. Thomas Hennefeld
Schweglerstr. 39
A-1150 Wien
Fon: 0043 – 699 18 87 70 56
t.hennefeld@evang.at

Impressum
Im Lande der Bibel ist eine Zeitschrift zur Information über evangelische Arbeit im Nahen Osten für die Mitglieder des Jerusalemsvereins und Freunde und Förderer der Arbeit und erscheint dreimal jährlich.
Vorsitzender des Jerusalemsvereins: Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit

Herausgeber:
Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz im Zusammenwirken mit dem Jerusalemsverein
Georgenkirchstr. 69/70, D - 10249 Berlin
www.berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

Mitglieder des Redaktionsausschusses:
Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Matthias Blümel, Dr. Roland Löffler, Jens Nieper
Redaktion: Silke Nora Kehl, Jutta Klimmt, Jens Nieper, V.i.S.d.P.: Direktor Roland Herpich
Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Korrekturen: Christiane Carmesin

Bildnachweis:
UNRWA: Titelbild und 3; Gemäldegalerie Berlin: 4; Rifat Kassis: 8; Ben Gray/ELCJHL: 19, 21, 45, 46, 47; DEKT: 25; privat/Klaus Richter: 35; privat/ Familie Azar: 37, 38; privat/ Yousef Tushyeh: 40; privat/ Karin Müller-Zitzke: 41, privat/Linda Matschos: 41; dtv: 42, 43; Hatje Cantz Verlag: 44; alle anderen Fotos: Berliner Missionswerk.

Layout: Jana Müller-Heuser

ISSN-Nr. 0019-2597

Unsere Bankverbindung
Konto des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
IBAN: DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC: GENODEF1EK1

Geschäftsstelle des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Georgenkirchstr. 69/70
D- 10249 Berlin
Fon: 030 - 243 44 -195/-192
Fax: 030 - 243 44 124
nahost-jv@berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

FSC
www.fsc.org
100%
Papier aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern
FSC® C075521

Kirchentag in Berlin

Vielfältiges Programm mit Partnern aus Nahost

Auf dem 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag (DEKT), der Ende Mai in Berlin und Wittenberg stattfand, waren in vielfältiger Weise auch Christen aus Palästina vertreten.

Unser Verein präsentierte sich auf dem „Markt der Möglichkeiten" am Gemeinschaftsstand mit dem Berliner Missionswerk. Der Stand unter dem Motto „Die Welt mit anderen Augen sehen" war Begegnungsort für viele Freunde und Unterstützerinnen der Nahostarbeit.

Unsere Vorstandsmitglieder Matthias Blümel und Ulrich Seelemann am Messestand

Der Bischof unserer Partnerkirche, Munib A. Younan beteiligte sich an mehreren Podien. Er diskutierte mit Vertretern des Fellowship of the Middle East Evangelical Churches (FMEEC) über die Situation der Christen im Nahen Osten. Mit dem langjährigen ARD-Nahost-Korrespondenten Richard C. Schneider und der israelischen Soziologin Eva Illouz sprach er über die politische Situation im Heiligen Land – angesichts von 50 Jahren Besatzung (siehe Seite 24).

Auch die ELCJHL-Gemeinde aus Beit Jala und die Abrahams-Herberge waren mit einem Messestand auf dem „Markt der Möglichkeiten" präsent. Ebenso die Bildungsarbeit von Dar al-Kalima, die von ihrem deutschen Förderverein vertreten wurde. Zehn Schülerinnen und Schüler aus Talitha Kumi traten als Chor bei drei verschiedenen Veranstaltungen auf. Die Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 besuchten vor dem Kirchentag noch ihre Partnerschule in Dessau.

All unsere Partner und Unterstützer kamen am Freitagabend beim Empfang des Berliner Missionswerkes zusammen. Nach dem Gottesdienst feierten viele Freunde aus der Ökumene weltweit auf Einladung des Berliner Missionswerkes. Wir freuen uns schon jetzt darauf, 2019 in Dortmund die evangelische Arbeit im Heiligen Land gemeinsam mit ihnen zu präsentieren.

Geschäftsführer Jens Nieper moderierte eine Diskussion mit Gabriele Wulz (Gustav-Adolf-Werk), Rosangela Jarjour (Generalsekretärin des FMEEC) und Andrea Zaki (FMEEC/ Kairo).

Altbischof Wolfgang Huber im Gespräch mit unserem Vorstandsvorsitzenden, Bischof Hans-Jürgen Abromeit

Nach dem Gottesdienst: Roland Herpich, Direktor des Berliner Missionswerkes (links), und Vorstandsmitglied Busso von Alvensleben (Mitte)

Unser jüngstes Vorstandsmitglied Jonathan Schmidt und Bischof Markus Dröge

Saliba Rishmawi, Pastor der Reformationskirche in Beit Jala (ELCJHL) beim Abend der Missionswerke

Liebestrunken auf dem Kirchentag

Opernbesuch mit dem Talitha-Kumi-Chor

Zehn Schülerinnen und Schüler aus Talitha Kumi reisten im Mai zum Kirchentag an. Nach einem Besuch bei ihrer Partnerschule in Dessau bezogen die Jugendlichen ihre Unterkunft im Osten Berlins. Unter musikalischer Leitung von Lehrerin Reem Handal absolvierten sie mehrere Auftritte. Patin Ulrike Vestring aus Bonn lud die Jugendlichen bei dieser Gelegenheit zu einem Opernbesuch ein. Zur Finanzierung hatte sie einen Spendenaufruf initiiert.

Von **Ulrike Vestring**

Meine Bekanntschaft mit Talitha Kumi begann vor mehr als fünfzig Jahren. Damals wohnten mein Mann und ich in einem libanesischen Bergdorf. Von dort erkundeten wir das damals unter jordanischer Herrschaft stehende Palästina und stießen auf Talitha Kumi. Die evangelische Mädchenschule mit Internat, nach den Wirren des Krieges neu entstanden, war eine Oase in der konfliktgequälten Region. Schule und Gästehaus unterstanden den Kaiserswerther Diakonissen. Ich erinnere mich an Schwester Bertha, die Schulleiterin, in dunkelblauer Tracht und gestärkter weißer Haube. Und an Schwester Najla, die stellvertretende Leiterin von Talitha. Ihr Großneffe ist Ibrahim Azar, der künftige evangelisch-lutherische Bischof in Jerusalem.

Monika Babski und Ulrike Vestring

Mehr als ein halbes Jahrhundert später nun der durch Spenden ermöglichte Besuch mit dem Chor aus Talitha Kumi in der Staatsoper. In Berlin herrschte just am Samstagabend Massenandrang: Kirchentag und Fußball-Pokalfinale. Patenschaftsbeauftragte Monika Babski vom Berliner Missionswerk hatte die Jugendlichen und Lehrerin Reem Handal am Alexanderplatz abgeholt und fuhr mit ihnen zum Savignyplatz. Doch was war das? Sechs, sieben, acht – zwei Schüler waren nicht mit aus der S-Bahn ausgestiegen! Kurzentschlossen fuhr Frau Babski mit der nächsten Bahn hinterher und fand die beiden Jugendlichen am Olympia-Stadion! Dort hatten die Fußball-Fans zwei ratlose Fünfzehnjährige am Bahnsteig zurückgelassen. Monika Babski gelang das Meisterstück, noch rechtzeitig für einen gemeinsamen Imbiss im „Schwarzen Café" zu sein, und kurz vor halb acht saßen alle in der Oper.

Beim Abend der Missionswerke

„Der Liebestrank" – melodramma giocoso von Gaetano Donizetti – entführte uns alle für zweieinhalb Stunden in eine Zauberwelt von Musik, Tanz und bunten Kostümen. Neben mir im zweiten Parkett zehn palästinensische Teenager. Wanderten ihre Gedanken zwischendurch nach Hause hinter Checkpoints und Mauern? Würden sie den Abend als eine Art märchenhaftes Geschenk in Erinnerung behalten?

In der Pause lud Reem, die Musiklehrerin, Monika Babski und mich zu einem Glas Wein ein. „Das darfst Du nicht ablehnen", sagte ich mir. Nach Reems Vorstellung wird es in Palästina eines Tages eine Oper geben. Da werden wir ihre Gäste sein, und in der Pause laden wir sie zum Wein ein. Was für ein wunderbarer Traum.

Ibrahim Azar und Martin Richter

Charles Azar

Ein arabischer Christ, der viele Spuren hinterlassen hat

Von **Martin Richter**

Zwei Söhne, zwei Väter: Dieser Text ist aufgrund einer unverhofften Begegnung im Heiligen Land entstanden. Im Rahmen einer für die Kirchenleitung organisierten Reise war Oberkirchenrat Dr. Martin Richter erstmals in Palästina. Dort traf er auf den Jerusalemer Pfarrer Ibrahim Azar. Im Gespräch stellte sich heraus: Ihre Väter – beide ebenfalls Theologen – waren gute Freunde.

Im Mai 2016 nahm ich an einer vom Berliner Missionswerk initiierten Begegnungsreise ins Heilige Land teil. Auf Einladung des Bischofs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land, Munib Younan, aßen wir Teilnehmer im Gästehaus „Abrahams Herberge" in Beit Jala zu Abend.

Dort kam ich mit meinem Tischnachbarn ins Gespräch. Es war Ibrahim Azar, Pfarrer der Gemeinde in Jerusalem. Wir unterhielten uns zunächst über kirchenrechtliche Fragen: Ein Thema, bei dem er als Vorsitzender des Kirchengerichts der ELCJHL und ich als Kirchenjurist im Konsistorium schnell Anknüpfungspunkte fanden. Das war interessanter, als es vielleicht klingen mag, denn dieses Gericht entscheidet auch vieles, was bei uns staatliches Recht ist, etwa Scheidungen oder Erbrechtssachen.

Sehr schnell wechselte das Gespräch vom Englischen ins Deutsche, das er fließend beherrscht. Ich fragte ihn, wo er denn das gelernt habe. Darauf berichtete er, dass er in München studiert habe. Auch sein Vater habe sehr gut Deutsch gesprochen, er sei in Bethel bei Bielefeld als Diakon ausgebildet worden. Nun konnte ich berichten, dass mein Vater ebenfalls lange in Bethel gewesen war und dort Diakone ausgebildet hatte.

„Ist Ihr Vater Pastor Klaus Richter?" fragte der Pfarrer, und ich bejahte verwundert. So stellte sich heraus, dass sein Vater, Charles Azar, von meinem Vater ausgebildet worden war. Mehr noch: Hieraus entwickelte sich eine Freundschaft, die bis zum frühen Tod von Charles Azar fortbestand. Charles Azar hat meinen Vater, der inzwischen Gemeindepfarrer in Ostwestfalen geworden war, mehrfach besucht; so habe ich ihn als Kind kennengelernt. Nach dieser Entdeckung waren wir beide berührt.

„Abrahams Herberge" war Standort des Jungeninternats der ELCJHL, das Charles Azar viele Jahre lang geleitet hat. Sein Sohn Ibrahim führte mich zu einem Schaukasten mit Bildern und Lebensdaten seines Vaters. An dieser Stelle übergebe ich das Wort meinem Vater Klaus Richter, der noch heute von dem Christen Charles Azar beeindruckt ist.

Charles Azar und Klaus Richter, etwa 1978 in Nettelstedt

Von **Klaus Richter**

Vor 60 Jahren war ich als Vikar zur Ausbildung in Bethel. Mein Chef war im damaligen „Brüderhaus Nazareth" tätig, in dem junge Männer zu Diakonen ausgebildet wurden. Schon sehr bald musste ich ihn im Unterricht der angehenden Diakone vertreten. Zu diesen gehörte auch ein arabischer Christ mit Namen Charles Azar, der kurz vor dem Ende seiner Ausbildung stand.

Er kam aus Bethlehem und gehörte der Lutherischen Kirche von Jordanien an. In ihm begegnete mir ein Mann mit viel Temperament! Das zeigte sich zum Beispiel im Unterricht, wenn er höchst engagiert in theologische Diskussionen eingriff. Bei einem starken arabischen Kaffee lernten wir uns näher kennen. Ich fragte viel und Charles erzählte bereitwillig aus seinem Leben, von seiner Familie und seiner Heimat. Eines Tages wollte ich auch von ihm wissen, seit wann seine arabische Familie christlich sei.

Ich dachte dabei an die evangelischen Missionare, die im 19. Jahrhundert in Palästina gewirkt hatten. Doch er sah mich mit großen Augen an und sagte „Seit Pfingsten!" Mir verschlug es fast die Sprache, als ich begriff:

Er meint wirklich das allererste Pfingstfest von vor 2000 Jahren, von dem die Apostelgeschichte in Kapitel 2 berichtet. Ich hatte großen Respekt vor Charles' Familie, in der diese Tradition lebendig ist.

Nie vergessen habe ich auch ein Kindheitserlebnis, von dem Charles berichtete. Eines Tages verspottete ein muslimischer Mitschüler Jesus. In seiner Wut nahm Charles einen schweren Stein, schleuderte ihn auf den weglaufenden Jungen und verletzte ihn im Rücken. Charles' Vater machte ihm klar, dass ein Christ so nicht handeln dürfe. Er schickte seinen Sohn sogar zu der Familie des verletzten Jungen, um sich dort zu entschuldigen. Das muss ein schwerer Gang für ihn gewesen sein!

Inzwischen hatte der muslimische Vater seinem Sohn ebenfalls klargemacht, dass er Unrecht getan habe, indem er Jesus verhöhnte. Und so wurde Charles' Entschuldigung angenommen. Ich möchte meinen, dass Charles durch dieses Erlebnis für sein Leben geprägt worden ist: Die Feinde lieben, wie Jesus sie geliebt hat, Böses nicht mit Bösem vergelten. Das hat sein Verhalten auch später in den Auseinandersetzungen mit der israelischen Staatsmacht bestimmt.

Nach dem Abschluss der Diakonen-Ausbildung wurde Charles Ende 1956 in einem Gottesdienst in der Bethelschen Zionskirche als Diakon eingesegnet. Damit verbunden war seine Aussendung als Erziehungsleiter eines christlichen Kinderheims im Libanon. In dem Gottesdienst ergriff auch Charles das Wort.

Dabei enthüllte er ein tiefes Geheimnis seines Lebens. Er erzählte nämlich, dass in dieser Stunde das Gebet seiner Mutter erfüllt worden sei. Als sie mit ihm schwanger war, hatte sie Gott versprochen, alles zu tun, damit ihr Sohn einmal ganz in seinen Dienst treten solle.

Dabei hatte sie Hanna, die Mutter Samuels vor Augen: „Um diesen Knaben bat ich. Nun hat der Herr mir die Bitte erfüllt, die ich an ihn gerichtet hatte. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Leben lang, weil er vom Herrn erbeten worden ist" (1. Samuel 1,27f). So sah Charles sein Leben: Es war kein Zufall gewesen, dass er nach Bethel gekommen war, um Diakon zu werden. Kein Zufall, dass er jetzt in seinen ersten Dienst in den Libanon ging. Seine Mutter hatte nicht vergeblich für ihren Sohn gebetet. Wie hätte ich einen solchen Mann vergessen können! Wir blieben von da an in Verbindung.

Im Jahr 1961 übernahm Charles Azar die Leitung des christlichen Internats für Jungen in Beit Jala/Bethlehem. Der Sechs-Tage-Krieg im Juni 1967, bei dem auch Bethlehem von der israelischen Armee erobert wurde, war für Charles, seine Familie und all seine Schüler ein tiefer Einschnitt. Als er uns zwei Jahre später in unserem Heimatort Nettelstedt (Kreis Minden-Lübbecke) besuchte, war sein Herz noch voll von allem, was in den Tagen des Krieges geschehen war.

Am tiefsten erfüllte ihn aber, was er in dieser Zeit mit seinem Gott erlebt hatte. Als er unserer Gemeinde von wunderbaren Gebetserhörungen berichtete, hörten alle atemlos zu. Besonders beeindruckend war folgendes Erlebnis: In den ersten Kriegstagen gingen im Kinderheim und in der ganzen Stadt die Lebensmittel aus. Es gab kein Mehl mehr, um die täglichen Fladenbrote zu backen. Selbst wenn sie noch Mehl gehabt hätten, wäre das Backen nicht möglich gewesen, da überall der Strom ausgefallen war. In seinem Büro betete Charles zusammen mit dem Schulleiter: Kniend baten sie Gott um Brot für die 100 Heimbewohner.

Charles Azar und seine Frau mit Internatsschülern: 1960er Jahre

Dann machte sich Charles auf den Weg, um in der Stadt nach Mehl zu suchen. Er bekam nur Absagen. Schließlich fand er einen Mann, der noch zwei Sack Mehl in einem Lagerraum versteckt hatte. Der war bereit zu verkaufen. Charles ließ die Säcke abholen und machte sich auf den Rückweg. Aber was nun? Er hatte zwar Mehl, aber kein Brot. Als er am Haus eines benachbarten katholischen Heimes vorbeikam, stand der Leiter am Tor. Sie kamen ins Gespräch. Es stellte sich heraus, dass sie in diesem Heim noch backen konnten, weil sie mit einem eigenen Generator Strom erzeugten. Das schien die Lösung für Charles zu sein. Der Kollege fragte: „Wie viele Brote brauchst du?" – „200 Stück!" - „Und wann brauchst du sie?" – „Sofort!" Der Leiter lächelte und sagte: „Wer hat dir verraten, dass wir noch 200 fertige Brote haben? Die kannst du bekommen". So kam Charles zwar nicht mit Mehl, aber mit fertig gebackenen Broten zurück ins Heim. 200 Brote, das war genau die Menge, die er unbedingt für seine Leute brauchte. In den folgenden Tagen erlebten sie noch mehr solcher göttlicher Hilfen. Charles berichtete uns: „Wir fürchteten uns fast davor, Gott weitere Bitten vorzutragen, weil er uns jedes Mal sofort half."

Die Schüler des ELCJHL-Jungeninternats um 1967

Nach dem Krieg von 1967 wurde das Leben für Charles viel schwerer. Bis dahin hatte er sich als arabischer Christ unter seinen muslimischen Mitbürgern behaupten müssen. Nun hatte er es als Araber und Christ auch noch mit den Israelis zu tun. Damit saß er zwischen allen Stühlen. Es war für ihn nicht leicht, als Christ immer den richtigen Weg zu finden. Noch schwerer aber war es, den arabischen Kindern und Jugendlichen, die ihm anvertraut waren, dabei zu helfen, sich am Evangelium auszurichten. Viele von ihnen waren zu dieser Zeit vom Hass auf die israelischen Besatzer erfüllt.

Bezeichnend ist eine Begebenheit, von der Charles uns bei einem seiner Besuche berichtete. An jedem Morgen fand für alle Heimbewohner eine Andacht statt, die mit dem Vaterunser abgeschlossen wurde. An einem Morgen rief Charles plötzlich mitten im Gebet: „Stopp!" Es war die Stelle, an der es heißt: „und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern". Er sagte den verblüfften Kindern: „Diese Worte könnt ihr nicht mitbeten. Denn ihr hasst die Juden und seid nicht bereit, ihnen zu vergeben. Solange das so ist, wird Gott euch auch nicht vergeben." Diese Szene lässt erahnen, wie Charles um die Seelen seiner Kinder gerungen hat.

Seinen Dienst musste er unter schweren Bedingungen erfüllen. Bei einem seiner Besuche drückte er es so aus: „Wir Christen sind heimatlos unter den Moslems und heimatlos unter den Juden." Es war für ihn nicht leicht, das Internat, in dem nicht nur christliche, sondern auch muslimische Schüler lebten, heil durch die stürmischen Jahre zu bringen. Dazu übernahm Charles in seiner Lutherischen Kirche mehrfach verschiedene Leitungsämter.

Alle diese Aufgaben nahm er als Diakon an, für den das Zeugnis des Glaubens und der Liebe untrennbar zusammengehörten. Diese geistliche Prägung hatte er vor allem während der Ausbildung in Bethel erhalten. Gott fügte es so, dass er hier auch seine letzte Ruhestätte fand. Im Jahr 1981 kam er nach Deutschland, um mit seinen diakonischen Mitbrüdern das 25jährige Jubiläum der Einsegnung zum Diakonenamt zu feiern.

Auf dieser Reise verstarb er in Süddeutschland im Alter von 56 Jahren an einem Herzinfarkt. Die Familie ließ ihn in Bethel bestatten. Wie damals bei der Einsegnung von Charles war ich auch bei seiner Beerdigung anwesend. In den bewegenden Abschiedsworten, die bei der Trauerfeier gesprochen wurden, kam zum Ausdruck, dass Charles nicht nur ein Mann des Glaubens und der Liebe gewesen war, sondern auch ein begnadeter Beter. Er hat in den Herzen vieler Menschen tiefe Segensspuren hinterlassen.

Loyalitätskonflikt?
Neudruck der EMOK-Broschüre „Israel – Palästina"

Christlich-jüdischer Dialog und Unterstützung der Christen in Palästina: Schließt sich das aus? Vor dem Hintergrund der Shoa und angesichts ökumenischer Verbundenheit und menschenrechtlichen Engagements ist diese Frage gerade in Deutschland relevant. Deswegen hat die Evangelische Mittelost-Kommission, ein Gremium der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 2009 das Positionspapier „Israel - Palästina" herausgegeben. Darin werden Empfehlungen für ein ausgewogenes, verantwortungs- und geschichtsbewusstes Engagement im Nahen Osten gegeben. 2016 berieten die 33 Mitgliedsorganisationen, die Werke und Kirchen der EMOK, zu denen auch der Jerusalemsverein zählt, erneut über diese Frage. Sie kamen einstimmig zu dem Ergebnis, dass die Positionsbestimmung unverändert gültig ist. Daher ist das Dokument nun erneut veröffentlicht worden – ergänzt um ein Vorwort des jetzigen Vorsitzenden, Bischof Dr. Markus Dröge (Berlin). Der Text ist unter https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/2017_Israel_Palaestina_Positionsbestimmung.pdf zu finden und kann bei der EKD in Hannover kostenlos bestellt werden. **Info-Service: 0800-5040602. Mail: info@ekd.de**

Sechs neue Freiwillige werden nach Palästina entsandt

Malvine, Helena, Rahel, Hannah, Melanie und Lotta (v.l.n.r.) treten nach dem Vorbereitungsseminar im August ihren Freiwilligendienst in Palästina an. Wir wünschen unseren neuen Freiwilligen eine gute, erlebnisreiche Zeit mit vielen neuen Erfahrungen und Gottes Segen.

Schüler aus Talitha Kumi in der Lutherstadt Wittenberg

Im Rahmen des Schüleraustauschs mit dem Philanthropinum Dessau besuchte die 11. Klasse des Deutschen Internationalen Abiturzweigs die Lutherstadt Wittenberg.

Die Elftklässler aus Talitha Kumi, der lutherischen Schule in Beit Jala (nahe Bethlehem), besuchten gemeinsam mit ihren Austauschpartnern aus Dessau die Lutherstadt Wittenberg. Die Gruppe besichtigte die Innenstadt und die Stadt- und Pfarrkirche St. Marien, in der Martin Luther im 16. Jahrhundert gepredigt hatte. Im Anschluss gab es eine Führung durch das Lutherhaus in Wittenberg, dem Lebens- und Arbeitsort des Reformators. Die Schüler aus Talitha Kumi zeigten bei der Führung ihr Wissen über das Leben und Wirken Martin Luthers. Nachdem die Gruppe sich ausführlich mit der Zehn-Gebote-Tafel von Lucas Cranach im Lutherhaus beschäftigt hatte, fand ein kleiner Workshop statt, in dem die Schülerinnen und Schüler über ihr Gebot der Stunde nachdenken und dieses auf ein Plakat zeichnen sollten. Zum Abschluss präsentierten die Jugendlichen ihre persönlichen Gebote der Toleranz, der Gerechtigkeit und Freiheit. Nach einem kurzen Spaziergang und einem kleinen Imbiss in der Lutherstadt kehrten die Austauschschüler nach Dessau zurück.

Von Yousef Tushyeh, Lehrer und Austauschkoordinator in Talitha Kumi

Mit „Talitha Kumi“ aus der Depression

Auf dem Unterarm ihrer Freundin Karin Müller-Zitzke las Linda Matschos zum ersten Mal die Worte „Talitha Kumi“. „Zunächst fand ich einfach den Klang der Worte schön“, erinnert sie sich. „Und als ich dann die Übersetzung hörte, dachte ich: Ein tolles Tattoo!“ Die Worte „Mädchen, steh auf“ seien immer zeitgemäß. „Für mich drücken sie aus, dass es sich immer lohnt, aufzustehen und in die Welt hinauszugehen.“

Ihre Freundin Karin Müller-Zitzke hatte den Sinn dieser Worte buchstäblich am eigenen Leib erfahren. 2014 hatte sie ihren damaligen Verlobten und heutigen Ehemann Erik auf eine Reise ins Heilige Land begleitet; er arbeitete dort als Altenpfleger für die Organisation „Dienst in Israel“ in der Stadt Petach Tikwa. Während dieser Reise litt sie an einer schweren Depression. „Obwohl ich als frisch Verlobte hätte glücklich sein sollen, habe ich nur geweint, hatte keinen Hunger mehr und keine Kraft.“

Nach ihrer Rückkehr verbrachte Karin Müller-Zitzke drei Monate in einer Klinik. „Depression ist immer noch ein Tabuthema, dabei kann diese Krankheit jeden treffen“, sagt sie. Der Weg aus der Krankheit sei sehr anstrengend und kräftezehrend gewesen. Die Geschichte, in der Jesus nach Überlieferung des Markusevangeliums (MK 5,36- 43) ein verstorbenes zwölfjähriges Mädchen mit den Worten „Talitha Kumi“ von den Toten auferweckt, habe ihr sehr geholfen.

„Mir war gleich klar, dass ich genau diese Worte als Tattoo haben will. Für immer“, sagt Müller-Zitzke. „Jesus hat diese Worte vor 2000 Jahren gesagt, seine Botschaft zählt noch heute für mich. Ich will seine Worte lesen können und sie auf meinem Arm sehen, falls dunkle Zeiten kommen.“ Der Schriftzug gebe ihr immer wieder von neuem Kraft.

Linda Matschos und Karin Müller-Zitzke

Und er bewirkt darüber hinaus Gutes. Denn Linda Matschos hat, nachdem sie das Tattoo auf dem Arm ihrer Freundin Karin gesehen hatte, die Worte im Internet recherchiert. Und anschließend eine Spende an das Berliner Missionswerk überwiesen, das ja Trägerin der Schule Talitha Kumi ist. Linda Matschos: „Mir gefiel das Konzept der Schule sofort so gut, dass ich die Jungen und Mädchen und die Arbeit des Berliner Missionswerkes unbedingt unterstützen wollte.“ Wir sagen Linda Matschos an dieser Stelle herzlichen Dank!

Doron, Lizzie, Sweet Occupation. Die Tragödie des Anderen zu verstehen, ist die Voraussetzung, um einander keine weiteren Tragödien zuzufügen. Dtv 2017, 204 Seiten, 16,90 Euro. ISBN 9783423261500.

Die Begegnung mit den Palästinensern Suliman, Mohammed und Jamil habe sie, so schreibt die israelische Autorin Lizzie Doron, „zu einem fröhlicheren Menschen" gemacht. Zu Beginn ihrer Treffen sah sie in ihnen noch potentielle Mörder und Terroristen. Für das Buch traf sie sich binnen eines Jahres mit den Dreien sowie mit den Israelis Chen und Emil. Alle fünf engagieren sich bei den Combattants for Peace, den „Kämpfern für den Frieden". Suliman und Chen gehörten 2006 zu den Mitgründern dieser inzwischen etwa 200 Mitglieder umfassenden israelisch-palästinensischen Friedensgruppe.

Doron schildert in Sweet Occupation ihre Gespräche mit den fünf Friedenskämpfern, jedoch auch ihre Gedanken, Vorbehalte und Ängste. Immer wieder webt die 1953 geborene Autorin Rückblenden in den Text: Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend, an die Zeit des Sechs-Tage- und des Yom-Kippur-Krieges.

Die Autorin, Tochter von Überlebenden der Shoa, wurde in Israel mehrfach mit Literaturpreisen ausgezeichnet. Ihre Texte stehen in Schulbüchern. Mit diesem Buch jedoch, so meinten viele ihrer Freunde, habe sie „rote Linien überschritten". Dabei zeigt sie die Bereitschaft, auf den vermeintlichen Feind zuzugehen und zuzuhören – auch und gerade, wenn es wehtut.

Die Gespräche mit den drei Palästinensern, die nach und nach von Feinden zu Freunden wurden, „zerstörten die Geschichte, die ich mir selbst erzählt hatte", so Doron. Sie habe daraufhin ihre Denkmuster überprüfen müssen, sagt sie.

Sweet Occupation ist ein mutiges, berührendes, feinfühliges, grundehrliches und mitreißendes Buch. Es beweist, dass Wandlung möglich ist. Diesem Buch ist dreierlei zu wünschen: Dass es endlich auf Hebräisch erscheint. Dass die Autorin es auch in israelischen Schulen vorstellen darf. Und dass es gerade von Politikern gelesen wird.

Johannes Zang

Schami, Rafik, Mit fremden Augen. 11. September, Palästinakonflikt und die arabische Welt – ein Tagebuch. Dtv 2017 (Erstveröffentlichung 2002), 200 Seiten, 9,90 Euro. ISBN 9783423145619.

Rafik Schami, ein seit 46 Jahren in Deutschland lebender aramäischer Christ aus Syrien, ist vor allem für seine Romane und Geschichten bekannt. Nun hat der dtv-Verlag sein 2002 erschienenes Buch Mit fremden Augen neu aufgelegt und mit aktuellen Texten angereichert. Anlass für die Neuausgabe seiner Tagebuchnotizen: Im Juni jährte sich der Sechstagekrieg, der bis heute die Politik der Region beeinflusst, zum fünfzigsten Mal.

Das darf nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass drei Viertel dieses Tagebuchs in den Monaten nach dem 11. September 2001 entstanden. Trotzdem stellen manche dieser Notizen die erkenntnisreichsten Stellen dar: Denn wir erfahren etwas über Araber in Deutschland, die Korruptheit arabischer Sender bis zum guten Zusammenleben von Juden, Christen und Muslimen vor der Staatsgründung Israels.

Die neueren Texte dagegen, etwa Schamis Ausführungen zur „hohlen Ideologie der Islamisten" oder zum Arabischen Frühling wirken dagegen leider wie hastig niedergeschrieben, wiederholen Altbekanntes oder entbehren der Tiefenschau.

Vom Palästinakonflikt, den der Autor „die Wunde" nennt, „die mein Leben schmerzhaft begleitet und prägt" scheint Schami aus eigener Anschauung wenig zu wissen. War er, der sicher den deutschen Pass besitzt, jemals in Israel oder in den Palästinensischen Gebieten? Wir erfahren es nicht. Das Leben und Leiden unter nun 50-jähriger Besatzung, angefangen von Administrativhaft über Exil, Hausabriss, Landbeschlagnahmung und Vorenthalten von Mobilfunkfrequenzen findet im Buch keinen Niederschlag. Und der 50. Jahrestag des Sechs-Tage-Krieges samt Besatzungsbeginn wird vollkommen ausgeblendet. Hier hätte man sich einen tiefgründigen Kommentar oder Leitartikel gewünscht.

Mein Fazit: Das Buch hält nur zum kleinen Teil, was es im Vorwort verspricht, nämlich das „Thema neu zu beleuchten und vielleicht mit einigen Illusionen und falschen Ansätzen aufzuräumen". Schami ist zwar im Nahen Osten geboren, doch wann war der Autor zuletzt vor Ort? Den Niedergang der arabischen Länder, deren Korruptheit oder die Barbarei des IS zu geißeln – zu einer tieferen Analyse ist Schami leider nicht fähig. Insofern stimmt der Titel Mit fremden Augen ironischerweise doch.

Johannes Zang

Federico Busonero, The Land That Remains, Hatje Cantz Verlag 2016, 171 Seiten, 45 Euro. ISBN: 9783775741217.

Mit „The Land that remains" hält die Leserin oder der Leser einen schweren Bildband in der Hand, der 78 großformatige Fotos zeigt. Der Fotograf Federico Busonero war 2008 von der UNESCO beauftragt worden, kulturell bedeutende Stätten in Palästina fotografisch zu dokumentieren. Er unternahm daraufhin drei Reisen in die Region, die ihn unter anderem nach Ostjerusalem, Bethlehem, Jericho, Nablus und auch an entlegene Orte führten.

Der Titel des Bildbandes weist auf zwei Bedeutungsebenen hin: Zum einen geht es um das Land, das den Palästinensern infolge der Besatzung übrig bleibt – das fragmentiert ist, und immer mehr zerfasert zwischen Siedlungen und anderen Gebieten, die von Israel genutzt oder kontrolliert werden.

Zum anderen aber geht es darum, dass das Land bleibt: als beständiger Zeuge menschlicher Aktivitäten in der fernen oder nahen Vergangenheit. Das Land speichert in diesem Sinne Eingriffe in die Natur und Objekte, die Menschen hinterlassen haben. So wird die Fotografie Busoneros zu einer archäologischen Arbeit. Sie erschließt und dokumentiert die Spuren, welche kulturelle und politische Aktivitäten auf dem Land hinterlassen.

Mit Ausnahme des ersten und des letzten Fotos sind alle Landschafts- und Stadtaufnahmen menschenleer. Majestätisch, ja erhaben wirkende Aufnahmen wie die Bilder von der Landschaft des Wadi Qelt oder die Ansicht Jerusalems mit dem Felsendom im Zentrum wechseln sich ab mit Motiven, die ein Gefühl der Trostlosigkeit wecken: eine leere Marktstraße in Hebron mit geschlossenen Läden oder eine dunkle Gasse in Jerusalem mit einem Gewirr aus Stromleitungen.

Die großformatigen Bilder machen Brüche sichtbar: etwa zwischen traditioneller Lebensweise und Moderne, zwischen antikem Erbe und neuen Bauten, aber auch zwischen Palästina als Heimat und Palästina als besetztem Land.

Drei Kabinen einer Seilbahn, wie man sie aus den Alpen kennt, hängen neben dem Ausgrabungshügel Tell es-Sultan an einem Drahtseil. In der Wüstenlandschaft des Wadi Quelt liegt ein rotes Autowrack, im Hintergrund stehen Häuser einer Siedlung auf einem hoch aufragenden Hügel. Die israelische Eisenbahn von Tel Aviv nach Jerusalem fährt an den Terrassenfeldern des palästinensischen Weltkulturerbes Battir vorbei.

Dabei bleibt die Bildsprache Busoneros durchgehend sachlich. Er dokumentiert vor allem die unbekannteren Kulturschätze Palästinas. Und die bereits bekannten zeigt er auf ganz neue Art, aus einem unverbrauchten Blickwinkel. Ohne Bedeutungen vordergründig aufzudrängen, regt der Bildband auf ästhetische Weise zum Nachdenken über Palästinas Geschichte und seine gegenwärtige soziale, politische und ökologische Situation an.

Henrik Weinhold

Mitri Raheb verabschiedet

Mitri Raheb wurde am 9. Juni aus dem Dienst als Gemeindepfarrer in Bethlehem verabschiedet. Zu diesem Anlass versammelten sich zahlreiche Mitglieder der ELCJHL zum Gottesdienst in Bethlehem. Rahebs Wirken wurde in vielen Reden und mit einem für ihn errichteten Denkmal gewürdigt. Raheb bleibt Pfarrer der ELCJHL, wird sich aber künftig auf die Bildungs-, Friedens- und Medienarbeit konzentrieren. Er diente 30 Jahre an der Weihnachtskirche. Die Pfarrstelle wird nun von Pastor Munther Issak versehen.

Neue Website für Talitha Kumi

„Talitha Kumi“ gibt es jetzt doppelt: im Internet. Das Schulzentrum hat im Mai unter http://talithakumi.ps/school/ eine neue deutsch-arabische Homepage gestartet. Diese hat vor allem die Schulgemeinde in Palästina als Zielgruppe. Schüler, Eltern und Mitarbeiter finden dort wichtige Informationen. Weiterhin gültig bleibt aber auch die Homepage **http://www.talithakumi.org,** die vor allem Unterstützer in Deutschland anspricht.

Fursan Zumot in Jerusalem ordiniert

Mit einem festlichen Gottesdienst wurde Fursan Ayed Zumot am 17. Juni in Jerusalem ordiniert. Die Pfarrerschaft der ELCJHL und deren Gemeinden gestalteten den Gottesdienst in der Erlöserkirche, an dem auch viele Geistliche der anderen in Jerusalem präsenten evangelischen Kirchen teilnahmen. Pfarrer Zumot stammt ursprünglich aus der anglikanischen Kirche. Er absolvierte Teile seiner Ausbildung in Australien. Wir gratulieren Fursan Zumot herzlich und wünschen ihm für seinen Dienst Gottes Segen!

HIER KÖNNEN SIE HELFEN

Kirche als Heimat

Am Ende des Gottesdienstes geht der Pfarrer zur Kirchentür und verabschiedet die Gemeindemitglieder in den Sonntag und die neue Woche. Ältere Damen bleiben beim Händeschütteln etwas stehen und halten ein kurzes Schwätzchen mit ihrem Pastor. Die einen Kinder sind etwas schüchtern und drängen sich an ihre Eltern. Andere sind vorbehaltlos offen, lassen sich fröhlich vom Pastor auf den Arm nehmen und sich ein Abschiedsküsschen geben. Die Männer eilen meist schnell vorbei, um das geparkte Auto herbeizuholen, rasch einen Kaffee zu trinken oder mit den Kirchenältesten noch ein paar Formalien zu klären.

Eine Szene aus dem Gemeindeleben, wie sie wohl überall auf der Welt sich vollzieht. So auch im Heiligen Land. Das ist nichts Besonderes, könnte man meinen. Und doch ist es etwas Besonderes, dass auch die Gemeinden unserer evangelisch-lutherischen Partnerkirche diese Normalität schaffen. Trotz all der widrigen Umstände. Trotz Herausforderungen, die eine Kirche, die aus sechs Gemeinden besteht, oft weit mehr fordern, als dies für Kirchen gilt, die von hunderten, ja tausenden Gemeinden getragen werden.

Gottesdienste und Seelsorge, Konfirmandenunterricht und Jugendarbeit, Gebäudeerhalt und Kirchputz, Seniorenausflug und Gemeindekreise – auch dieser „Gemeindealltag" will finanziert sein. Die Stromrechnung, Kerzen, der Abendmahlswein, die Reparatur der Glockenmechanik, die Anschaffung neuer Gesangbücher, die gastfreundliche Bewirtung von Besuchergruppen: Da kommen Summen zusammen, die von einer Kirche, die weder staatliche Zuwendungen erhält, noch von einer systematischen Kirchensteuer profitiert, nicht leicht zu tragen sind.

Für die Gemeindearbeit im Heiligen Land erbitten wir daher diesmal Ihre Unterstützung. Helfen Sie den Glaubensgeschwistern in Amman und Beit Sahour, in Beit Jala und Ramallah, in Jerusalem und Bethlehem, die Normalität in der Kirche zu leben, die eben nicht selbstverständlich ist. Die Normalität, die wir uns selbst für unsere Gemeinden wünschen. Die Normalität, die Kirche für Menschen ein Zuhause und Heimat werden lässt. Vielen Dank!

Spendenkonto
Evangelische Bank
IBAN
DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC GENODEF
Projektnummer 4101
„Gemeindearbeit"

Ein Überweisungsformular finden Sie in der Mitte des Hefts

50 Jahre Patenschaftsprogramm

Seit 1967 unterstützt der Jerusalemsverein durch das Patenschaftsprogramm die evangelischen Schulen im Heiligen Land.
Vielen Kindern ist so eine besondere Schulbildung ermöglicht worden.
Gerne führen wir dieses Hilfsprogramm zusammen mit dem Berliner Missionswerk fort.
Mögen Sie anlässlich des Jubiläums Ihren Beitrag auf 50 Euro erhöhen? Herzlichen Dank!

BERLINER MISSIONSWERK

www.berliner-missionswerk.de

Jerusalemsverein im Berliner Missionswerk

www.jerusalemsverein.de